

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **94 (2015)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Nr. 166: Nr. 2 (2015)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

27.03.2015 #2/15

AZB
8001 Zürich



Margrit Meyer Kälin
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Wäh, Sex!
Medizinstudis
klären Kinder auf

Viva Vinyl
Platten kaufen
in Zürich

Immer online
So absurd ist das
Netz auf YouNow



Kultur Campus

Theater Campus

SEITENWECHSEL

AUSTAUSCH PARTY

BACKSTAGE

THEATER FÜR 10.-

SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

14.-

23.4.

PANEL

TALK

www.schauspielhaus.ch/kulturcampus
www.facebook.com/TheaterCampus

Mit finanzieller Unterstützung von
 Vorstand für Studierenden der Universität Zürich VSUZ



You may have a job – but do you have a plan?

ISS Management Trainee Programme

Are you ambitious, talented and looking to fast-forward your management career?

We are offering a limited number of positions to young professionals with management potential and a commercial mindset. Successful applicants will join our new pipeline of managers across the EMEA region, who will lead the transformation of ISS from single service supplier to a provider of integrated facility service solutions.

Starting in September 2015, our intensive programme will position you for an immediate managerial role, providing you with an excellent understanding and skills within operations, customer partnerships and strategy. From day one, you will be allocated a high-profile member of our executive management team as your personal coach and mentor. You will then work through tours of duty in our largest areas of operation and leadership development activities at a local, Nordic, and global level. Once you have completed the 18 month programme, our aim is to offer you a management position. Our long-term expectation is that you will move into a senior manager role.

Are you Trainee material?

You have a business-related degree and relevant work experience, either from an internship or job during your studies or from a commercial position within, for example, account management, sales or consultancy. You see your future within executive management and are ready to invest time and effort in your career.

As a person, you enjoy a complex challenge and demonstrate the right analytical, decision-making and executive potential for supporting customers in their business development. Your ambitious mindset is balanced by your respectful and empathetic attitude towards the people around you. You are also a strong communicator – in both written and spoken English – and you acknowledge the need to walk the talk in terms of company culture, and values.

Expect a challenging recruitment process – and a responsible workplace

You will be a part of ISS Switzerland and, during the programme, will report to a director for one of our large accounts. We offer good terms of employment, an attentive, engaged management and attractive development possibilities.

If you wish to join ISS Trainee Programme, you should prepare for an intensive recruitment process. You will meet highly professional recruitment specialists, managers and consultants, who will support your learning and personal development. The process culminates at our assessment centre in June, where our country managers and other key executives will participate as assessors.

Apply before 13. April 2015 via E-Mail to nora.lendenmann@iss.ch.
 If you have any questions, please contact Nora Lendenmann via phone: 058 787 81 19



ZS # 2/15 — 27.03.2015

6—7 Sex in der Schule

Von Spermawerfern und homophoben Kindern. Ein Besuch beim Aufklärungsteam von «Achtung Liebe».

9 ASVZ diskriminiert Sportmuffel

Alle zahlen für den Unisport. Aber wer zahlt meinen Töpferkurs?

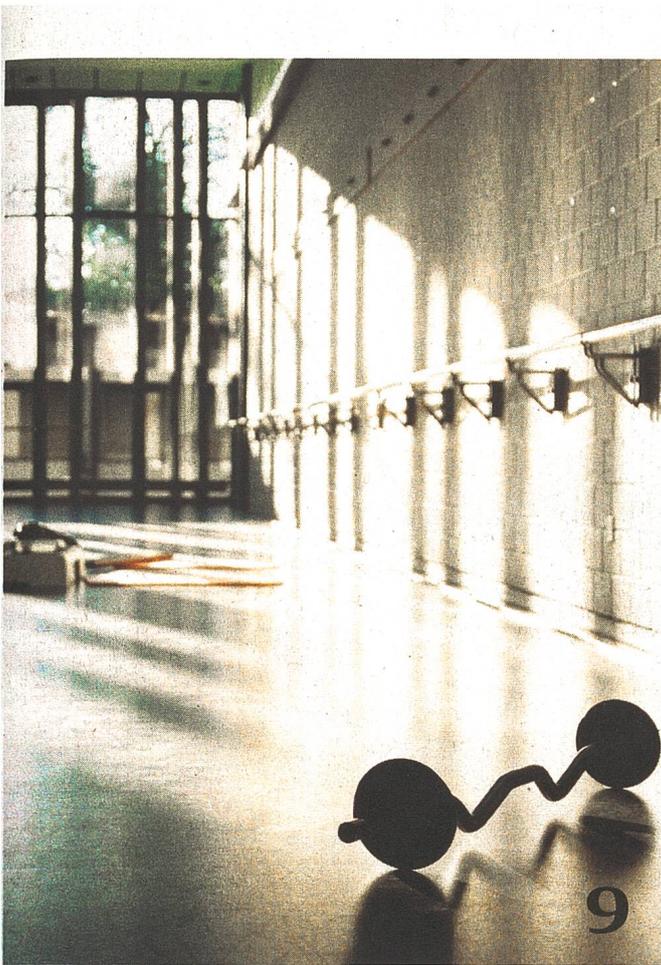
14—22 Es ist vollbracht

Das Lizenziat war geil. Aber zum Beispiel auch nicht.

24—25 Big Brother für alle
Minderjährigen beim Schlafen und Schminken zuschauen. Jetzt auf YouNow.

28—30 Zürich war Hauptstadt
Redaktor Rizzi hat endlich seinen Plattenladenartikel geschrieben. In der ZS knallen die Korken.

5 Impressum 5 Editorial
7 Wahl-Special 8 ECTS-Punkte
10 Wyss-Schenkung 10 IPZ
11 Tannenbar 12 Unitär 13 Senf
23 Duell 26 Theisohts Tipp
26—27 Kulturspalten



Landesmuseum Zürich.

SCHWEIZERI
SCHES NATIONALMUSEUM
NATIONAL SUISSE
ALE SVIZZERO.
L SVIZZER.

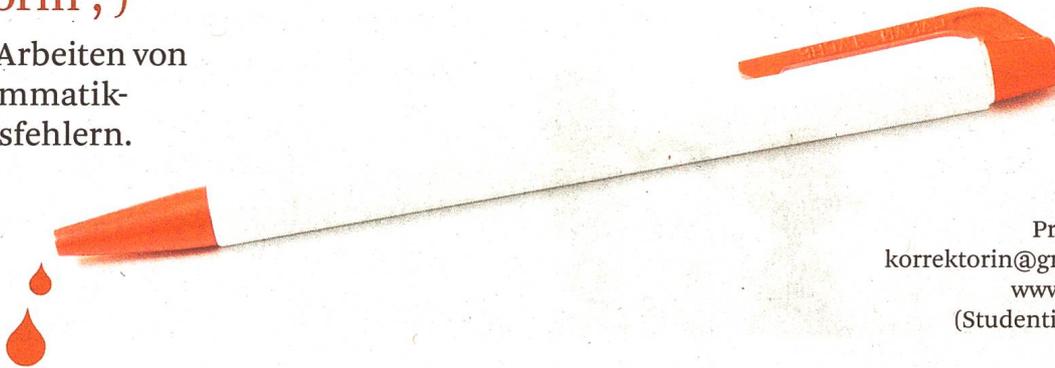


MARIGNANO

27.3.2015 - 28.6.
www.marignano.landesmus

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von
Rechtschreib-, Grammatik-
und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63
www.auftragskillerin
(Studentin an der Uni Züri
Lektorin der

EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts
worldwide

ERFOLG IST EINSTELLUNGSSACHE

Du hast es in der Hand.

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: [facebook.com/hayscareer.net](https://www.facebook.com/hayscareer.net)



ACCOUNTANCY &
IA/CONSTRUCTI
CONTACT CENTR
ATIONS/EDUCATI
NOLOGY/LEGAL
SAFETY/POLICY &
SOURCES & HIRING
ENGINEERING/HU
LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/FINANCIAL
CIAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKET
ING/ENERGY/OFFICE SUPPORT/RESPONSE PLANA
HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESS
& DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTAN
NCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMA/CONSTRU
STRUCTION & PROPERTY/RESOURCES MANAGEMEN
T/INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING
STRATEGY/BANKING
MARKETING/ENG
INING/TELECOMS
HUMAN RESOURC
TES/FINANCIAL
PHARMA/PHARMA
HEALTHCARE/AIR
PROCUREMENT/IT

UCATION/PHARM
TY/CONTACT CEN
URING & OPERATI
ON TECHNOLOGY
IT/HEALTH & SAF
ENING/RESOURC
INSURANCE/ENG
RESOURCES/LOG
RESOURCES/LOG
RESOURCES/LOG



Pascal aus Züri

hayscareer.net

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung

93. Jahrgang
Ausgabe # 2/15
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung

Andrea Fröhlich
andrea.froehlich@medienverein.ch

Inserate

Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 3/15: 20.4.2015

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert,
sie ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 3/15: 19.4.2015

Redaktion

Nina Kunz, Michael Kuratli,
Johannes Luther [jol], Andreas Rizzi,
Larissa Rhy, Melanie Sauter,
Florian Schoop, Hanna Stoll,
Simon Truog [tru]
E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Layout

Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit

Kimon Arvanitis, Deya Frei, Severin Frohofer
[sef], Rebecca Geiger, Caroline Meier [cam],
Camille Schneiter, Philipp Theisohn,
Dominique Zeier

Bilder und Illustrationen

Benjamin Erdmann, Michael Frei, Nina Fritz,
Nora Gsell, Sina Jenny, Michael Kuratli,
Eva Lanter, Marco Rosasco, Gian Steiner

Lektorat

Sandra Ujpétery (www.auftragsskillerin.ch)

Produktionssong # 2 / 15

Wanda – Bologna

Editorial

Beschränkt — Als Studierende haben wir oft das Gefühl, unserem eingeschränkten Blickfeld entkommen zu können. Wir interessieren uns für andere Kulturen, andere Epochen, andere Sprachen, andere Sichtweisen. Uns wird beigebracht, über den eigenen Tellerrand zu schauen. Dogmatische Thesen finden wir doof. Und dann stellt man fest: Man ist doch genauso beschränkt, wie man immer befürchtet hatte. Zum Beispiel beim Planen dieser ZS-Ausgabe.

Denn in dieser Ausgabe geht es um «Das Ende des Lizenziats». Ein Thema, so dachten wir, das alle Studierenden beschäftigt. Aber die ersten Recherchen zeigten: Bloss an drei von sieben Fakultäten studieren überhaupt noch Leute im Liz – insgesamt 793. Nur fünf davon ausserhalb der Philosophischen Fakultät. Dort haben wir dem Ende des Liz-Systems entgegengefeibert. Es fühlt sich an wie das Ende einer Ära. Zurzeit finden die letzten Abschlussprüfungen statt. Daher war für uns ZS-Redaktorinnen und -Redaktoren klar: Die März-Ausgabe muss die «Lebewohl»-Ausgabe für die Vorgängerin des Bologna-Modells werden. Dabei haben die Mediziner ihre Studis schon vor bald zehn Jahren ohne Pathos ins Bologna-System umgeschrieben.

Darum: Entschuldigt, liebe Studierende der Rechtswissenschaften, der Wirtschaftswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Medizin, dass wir bei der ZS (wieder mal) etwas an euch vorbeschreiben. Und gleich die Aufforderung: Kommt an unsere Sitzungen und schreibt für uns!

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





Im Namen der Aufklärung: Im Minimum ein Gummi drum.

Lasst uns über XXX sprechen

Die Medizinstudierenden
von «Achtung Liebe»
klären Jugendliche auf.

Camille Schneiter (Text) und Michael Kuratli (Bild)

Erwartungsvolles Getuschel erfüllt den Raum. Die Sechstklässler sitzen im Kreis und schauen zu den zwei Studierenden. Freddi, Medizinstudent an der Uni Zürich, reicht eine WC-Rolle herum. Die Schülerinnen und Schüler werden angewiesen, so viele Blätter abzureissen, wie sie es auf dem Klo tun würden. Nachdem die Rolle wieder bei Freddi ist, verrät er den Clou der Übung: Pro Blatt muss man etwas über sich erzählen.

«Dieser Einstieg hilft uns, die Alpha-Männchen einer Klasse zu erkennen und sie gleich etwas zu mässigen.» Das sei wichtig, um mit 20 Pubertierenden arbeiten zu können. Freddi und Laura sind an diesem Morgen das Aufklärer-Duo. Tricks wie das WC-Rollen-Spiel lernen sie in einem mehrtägigen Workshop von Sexualpädagogen. Genau das macht das Projekt aus: Die Aufklärer waren vor Kurzem selbst noch Jugendliche.

Bei jedem Einsatz sind je ein Student und eine Studentin dabei. Sie sind keine strengen Autoritätspersonen, sondern unverkrampfte, aber kompetente Spezialisten, mit denen sich die Schülerinnen und Schüler identifizieren können. «Achtung Liebe» wurde von Medizinstudierenden auf die Beine gestellt. Inzwischen machen auch Engagierte aus den Studiengängen Biologie und Psychologie mit.

Samenblase wie ein McDrive

Der Versuch, die Kinder für Aufklärung zu sensibilisieren, scheint zu funktionieren. «Schreibt Synonyme für Penis an die Wandtafel. Jungs gegen Mädchen. Die mit den meisten Wörtern gewinnen!», fordert Freddi die Klasse auf. Sofort reißen sich die Kinder um die Kreiden. Gegenseitig rufen sie sich die ausgefallensten Wörter zu. «Spermawerfer» wird zum besten Wort erkoren, das den ganzen Morgen über anstelle von Penis verwendet werden soll. Als Nächstes ist Anatomie dran. Die Buben malen eine Frau. Die Mädchen einen Mann. Geschmückt mit Haaren an allen möglichen und unmöglichen Stellen, unzähligen Tattoos und Sixpack, sehen die Bilder aus, als würden sich die Kinder amüsieren.

Später erklärt Freddi einer Gruppe, was eine Samenblase ist: «Sie ist wie ein McDrive. Die Spermien haben eine lange und anstrengende Wanderung vor sich. Dafür brauchen sie Verpflegung.» Zehn Minuten später muss diese Gruppe der Klasse den Begriff erklären. Die Primarschüler lösen die Aufgabe souverän. Die spielerischen Übungen von «Achtung Liebe» kommen gut an.

Porno-Vokabular

Der Stoff, den die Aufklärer im Workshop lernen, bildet aber nur die Grundlage für die Arbeit von «Achtung Liebe». «Jede Klasse ist anders. Jede hat ihre ganz eigene Dynamik. Das macht unsere Arbeit mitunter so spannend», erzählt Andres vom «Achtung Liebe»-Vorstand. In einer Primarschule müsse man anders vorgehen als in einem Gymnasium. In einer Sek A anders als in einer Sek C. Im heutigen Fall, stellt Freddi in der Pause fest, fiel bei der Synonym-Übung zu Beginn der Stunde auf, dass das Vokabular der Kinder durch Pornos beeinflusst ist. Laura und er beschliessen, die Pornographie im zweiten Teil zu thematisieren, denn der individu-

elle Umgang mit Klassen sei wichtig, wie sie sagen. Nach der Pause schreibt Laura «Sexualität» an die Wandtafel und sammelt Stichworte. Sie schaut in die Runde und schreibt das Wort «Homo» vorne hin. «Treffen die Stichworte immer noch zu?» Die Klasse beginnt zu murmeln. «Pervers!» und «wie Tiere!», flüstern die Zwölfjährigen. Eine solche Reaktion, meint Freddi, sei noch ziemlich tolerant. Er erzählt von einer Klasse, bei der er einmal unterrichtete. Die Lehrerin informierte vor dem Einsatz über auffällige Homophobie. Das Team von «Achtung Liebe» beschloss also, einen Fokus auf dieses Thema zu legen. «Ohne Erfolg. Es riefen alle nur «Die muss man abstechen!» und «Wenn wir einen von denen erwischen, zeigen wir's ihm!»»

Aufklärung verdirbt nicht

Oft seien die Kinder nicht so unschuldig, wie ihre Eltern meinen, berichten die Medizinstudierenden. Auch wenn manche Mütter und Väter das Gefühl hätten, frühe Aufklärung verderbe ihre Kinder, sei das Gegenteil der Fall. «Wir bringen ihnen ja nicht nur bei, wie Babys gemacht werden. Wir vermitteln allgemein Wissen über Sexualität», so Laura.

Dadurch könne mehr Toleranz geschaffen werden – beispielsweise was Homophobie betrifft. Zurück im Unterricht. Auf die Frage, ob jemand schon einen Porno geschaut hat, erzählt eine Primarschülerin: «Halt im Internet, wenn man Filme schauen will, dann kommen immer so Werbungen. Aber ich mache das ja nicht absichtlich.»

Nacktfotos

«Achtung Liebe» besucht keine Klassen unter der 5. Primarstufe. Dennoch gibt es Eltern, die glauben, ihr Kind vor den Aufklärern schützen zu müssen. Ein Lehrer erzählt, dass eine Familie für ihre zwei Söhne deren Jokertag eingelöst habe. Er vermutet religiöse Gründe.

Die Medizinstudierenden berichten auch, dass an vielen Schulen, vor allem auf der Sekundarstufe, ein riesiger Druck herrsche, sein erstes Mal zu haben. «Es werden Pornos herumgeschickt, auch harte. Von Nacktfotos ganz zu schweigen. Die Schülerinnen und Schüler sind sich nicht mal bewusst, dass sie eine Straftat begehen», sagt Freddi. Der Weg zu Toleranz und einem offenen Umgang scheint auch beim Sex: Wissen statt Glauben. ◇

VSUZH — Im April wird zum zweiten Mal der Rat des VSUZH gewählt. Da die nächste ZS erst im Mai erscheint, stellen sich hier alle zur Wahl stehenden (Sub-)Fraktionen nochmals vor – in Kürze.

Wir haben allen Fraktionen 100 Zeichen zur Verfügung gestellt, die sie ausfüllen konnten, wie sie wollten. Der Deal: Wir drucken diese Mottos, Wahlversprechen und Sprüche. Das kam dabei raus (in der Reihenfolge der Einsendungen):

Fachverein Oekonomie:

Wirtschaftlich, pragmatisch, realistisch, fvoec. Wir sind deine Stimme!

Interessengemeinschaft Irchel:

Lösungen statt Losungen!

Interessengemeinschaft Oerlikon:

Pizza für alle! – Unrealistische Wahlversprechen? Das können wir auch. Kluge Studis wählen IGOR!

Fachverein Jus:

Ein VSUZH mit spürbarem Mehrwert für alle Studierenden: Das ist unser Ziel!

SIRecht:

Studierendenrechte vor Unigesetz. Und Völkerrecht.

filo:

Wir lösen Probleme von ECTS-Anrechenbarkeit bis zu Kaffeemaschinenmangel.

kriPo Ökonomisierung der Bildung:

Für Bildung, in welcher Menschen und nicht kapitalistische Profitinteressen im Zentrum stehen!

kriPo Feminismus für alle:

Don't be afraid of the F-words: Frauenförderung, Feminismus und Freiheit für alle!

kriPo Wohnpolitik:

Wir wollen ein farbiges, offenes und lebendiges Zürich im Interesse der Menschen statt des Profits!

Von den Fraktionen move, skalp und unitaff haben wir bis Redaktionsschluss nichts gehört.



Das Punkte-Aufwand-Verhältnis: Kein einheitliches Mass.

Punkt nicht gleich Punkt

Die Einheitswährung ECTS wird je nach Studiengang zu anderen Kursen gehandelt.

Kimon Arvanitis (Text) und
Eva Lanter (Bild)

Manuel reibt sich seine übermüdeten Augen. Es ist 20 Uhr, das Licht in dem Uni-Arbeitsraum schummrig. Er ist seit 14 Stunden wach. Nachdem der Biologie-Student mehrere Stunden für ein Praktikum im Labor verbracht hat, soll er für morgen unbedingt eine Übung erarbeiten. Gestern Abend ging das leider nicht, weil er zweimal pro Woche in einem Restaurant jobbt.

So wie Manuel geht es täglich Hunderten von Studierenden, die es sich nicht leisten können oder wollen, Vollzeit zu studieren. Für ein Sechs-Punkte-Modul muss der Biologe wöchentlich vier Vorlesungsstunden besuchen, 20 Stunden pro Semester im Labor stehen, dazugehörige Berichte verfassen und schliesslich eine Prüfung schreiben.

Warum Punkte?

Studienleistungen werden an europäischen Universitäten mit Kreditpunkten nach dem ECTS (European Credit Transfer and Accumulation System) gemessen. Ein ECTS-Punkt sollte einem Arbeitsaufwand von 30 Stunden entsprechen. Wenn man die regulären 30 Punkte pro Semester einhält, ergibt das auf die Vorlesungszeit berechnet einen durchschnittlichen Arbeitsaufwand von 64 Stunden in der Woche. Die Punkte waren ursprünglich als Währungseinheit gedacht, um universitäre Leistungen europaweit vergleichbar zu machen. Wenn man von Kredit-

punkten redet, denken Studierende allerdings nicht als Erstes an einen Austausch mit einer anderen Universität, sondern an den Aufwand, der sie dafür erwartet.

Unterschiedlicher Aufwand

Laura trifft sich jeden Abend mit ihren Freundinnen zum Biertrinken. Obwohl sie eine 20-Prozent-Stelle hat, schafft sie die 30 Kreditpunkte im Semester locker. Die Politikologiestudentin fühlt sich erst am Ende des Semesters gestresst, wenn alle Prüfungen und Abgabetermine auf die gleiche Woche fallen. Im ersten Jahr erhielt sie für jedes der sechs Assessmentfächer, welche zwei Stunden Vorlesung sowie eine Prüfung voraussetzen, die gleichen sechs Kreditpunkte wie Manuel.

Allerdings fallen nicht bloss zwischen den Fakultäten kuriose Ungleichheiten auf. Auch innerhalb einer Studienrichtung ist die Verteilung der Kreditpunkte nicht immer nachvollziehbar. So wird Laura für ihre Bachelorarbeit ebenfalls sechs ECTS erhalten. «Die Arbeit ist viel mehr Aufwand als die zwei Stunden Vorlesung pro Woche», findet Laura.

«Den notwendigen Arbeitsaufwand für die verschiedenen Module festzulegen, ist für die Dozierenden und die Studiengangleitungen sehr schwierig», erklärt Andreas H. Jucker, Dekan der Philosophischen Fakultät. Faktisch bestimmt die Studienleitung, welches Modul wie viele Punkte gibt. Dabei geht es darum, wie sie das Programm irgendwie in ECTS-Punkte aufteilen können. Die Vergleichbarkeit mit anderen europäischen Unis scheint dabei in der Realität eher in den Hintergrund zu rücken. Jucker bestätigt, dass es nicht zu vermeiden sei, dass gefühlte oder reale Unterschiede im Aufwand für verschiedene Module auftreten. «Wenn man das Wertesystem auf die einzelnen Lehrveranstaltungen aufteilt, ergibt sich eine annähernde Vergleichbarkeit von Dingen, die man eigentlich gar nicht vergleichen kann», räumt der Dekan ein.

Längeres Studium

Da Manuels Studium einen starren Lehrplan voraussetzt, kann er keine Module mit weniger Aufwand wählen. Er kann lediglich selber bestimmen, wie lange er studieren möchte. So entscheidet er sich gegen die Regelstudienzeit von sechs Semestern à je 30 ECTS und wird länger, dafür weniger gestresst studieren. ◊



Stell dir vor, es ist Sport und niemand geht hin.

Gärtnern an der Uni?

Warum es kein kulturelles Gegenstück zum ASVZ gibt.

Rebecca Geiger (Text) und Nina Fritz (Bild)

Rund ein Viertel aller Studierenden der Uni und ETH Zürich nimmt das Angebot des ASVZ nie in Anspruch – zahlen müssen sie dafür trotzdem. Denn alle Studierenden finanzieren mit ihrem Semesterbeitrag automatisch den Unisport mit. Die Zahl beruht auf einer Umfrage des Schweizerischen Hochschulsportverbands SHSV aus dem Jahr 2010. Die Nichtnutzerinnen und -nutzer gaben an, dass sie zu wenig Zeit für Sport hätten. Andere meinten, sie schwitzten nicht gerne in so grossen Menschenmassen oder verbrachten ihre Freizeit einfach lieber anders.

Flavio Meyer, Co-Präsident des VSUZH, findet, dass dieser Zustand öffentlich diskutiert werden muss, wenn die

Zahlen zutreffen sollten. Weniger problematisch findet dies Bettina Hunter vom FV Jus. Dass immerhin drei Viertel der Studierenden an der Uni Sport treiben, sei doch erfreulich.

Kein Kultur-Pendant

Für Studierende, die mit Cross-Fit, Yoga und Kondi nicht viel anfangen können, gibt es bereits ein relativ breites Alternativprogramm an der Uni. Dazu gehören die verbilligten Besuche im Schauspielhaus mit «Theater Campus», die Kino-Abende der «Filmstelle» oder die Konzerte mit den vergünstigten Tickets der «Kulturstelle». Wer sich selbst kreativ betätigen möchte, kann dies etwa im Akademischen Orchester Zürich oder im Akademischen Chor Zürich tun. Doch ein eigentliches Kultur-Pendant zum ASVZ existiert nicht.

Ein Blick ins Ausland zeigt, dass eine solche Organisation möglich wäre – also ein Verband, der die verschiedenen studentischen Kulturgruppen koordiniert und von der Uni finanziert wird. So hat die Universität Regensburg die Initiative «kultUR – campus creativ» ins Leben gerufen. Darin versammeln sich akademische Gemeinschaften aus Musik, Theater, Tanz und Kunst. Subventioniert wird sie mit obligatorischen Studierendenbeiträgen.

Weitere Beispiele sind die amerikanische Vanderbilt University und die britische University of Kent. Beide unterhalten einen Creative Campus, wo in verschiedenen Projekten unter anderem ein nachhaltiger Garten für die Mensaküche angelegt oder der Aussenbereich der Uni umgestaltet wurde. Die Möglichkeiten scheinen grenzenlos – nach dem Motto: «Think outside the box!»

Problem der Finanzierung

Joel Lüthi von der IG Irchel findet die Idee prüfenswert. Das grösste Problem sieht er jedoch bei der Finanzierung eines solchen Kreativcampus. Die IG Irchel würde sich wohl vorerst gegen einen Pflichtbeitrag für ein kulturelles ASVZ-Äquivalent aussprechen. Sie bezweifelt, dass die Nachfrage dafür so hoch wäre wie beim Sport – konkret bedeutet dies wohl, dass die Nichtnutzerinnen in der Überzahl wären und viele Studierende sich daran stören würden, den Kreativcampus mit ihren Gebühren mitzufinanzieren. ♦

Geschwüre bei der Krebsforschung? — Hengartners erklärtes Ziel ist es, den Anteil an Drittmitteln am Uni-Budget auf 20–25 Prozent zu erhöhen. Diesem Ziel kommt die Uni immer näher, wie mit der von Hansjörg Wyss gestifteten und mit 120 Mio. Dollar dotierten Foundation (ZS #1/15). Wer möchte der Nachwelt nicht als grosszügiger Mensch in Erinnerung bleiben? Eine Win-Win-Situation, wie es scheint. Doch wie die meisten Drittmittel fliesst auch das Geld des Multimillionärs Wyss einzig in profitträchtige Forschung. Konkret in regenerative Medizin, Stammzellenforschung und Robotik.

Laut Rektor Hengartner muss die Uni aufpassen, dass sie nicht asymmetrisch wächst (siehe Antrittsinterview ZS #1/14). Wie das konkret verhindert werden soll, wurde bisher nicht klar. Studienfächer, bei denen ausser Büchern kein profitbringendes Produkt herauschaut, sind für spendenfreudige Reiche oder Firmen schlicht nicht so prestigeträchtig.

Wandelt man durch die Gänge des Hauptgebäudes, fallen einem Tafeln mit Namen und Büsten historischer Persönlichkeiten auf. Nimmt man sich die Zeit und liest, weshalb ihnen diese Ehre zukam, sieht man, dass die Uni sich damit für grosszügige Spenden bedankte. Eine Tafel, that's it. Heute benennt man ganze Forschungszentren nach Grossbanken und Millionären, die ihre Absichten, die Forschung in eine Richtung zu lenken, die für sie interessant ist, nicht einmal verbergen.

Diese Mentalität sabotiert die Unabhängigkeit der Forschung. Der «Häftlmacher» Hengartner und die Zürcher Bildungspolitik müssen aufpassen, dass ihnen die vermeintlich gutartigen Krebsgeschwüre – die aus privater Hand finanzierten Zentren – nicht über den Kopf wachsen. Denn je mehr Drittmittel die Uni akquiriert, desto geringer wird das Verständnis in der Öffentlichkeit für diffuse, sprich nicht an einen Zweck gebundene Investitionen in die Universität. Der einzige Weg, Drittmittel fair zu verteilen ist aber, sie von einem bestimmten Zweck zu lösen. Die «grosszügigen» Spender, die damit nicht leben können, haben nicht das Wohl der Forschung, sondern vor allem ihre eigene Unvergänglichkeit im Sinn.

Michael Kuratli

Zu wenig Austausch

Bei den Politologen will niemand ins Ausland. Jetzt bettelt das Institut.

Melanie Sauter

Anfang Semester erhielten die Studierenden der Politikwissenschaft eine E-Mail der Mobilitätsstelle: Im akademischen Jahr 2015/16 seien noch reichlich Plätze in den Austauschprogrammen frei. Man könne sich trotz abgelaufener Anmeldefrist noch registrieren.

Ungünstiger Termin

Wegen des Studienplans empfiehlt es sich für Bachelor-Politikstudierende, einen Austausch im zweiten Jahr zu machen. Die Anmeldung dazu muss allerdings im ersten Semester bis zum 30. Januar eingereicht werden. Das Datum wird von den Instituten der Uni Zürich individuell bestimmt. Bis dahin sind aber nicht alle Prüfungsergebnisse der Assessmentstufe bekannt. Die Studis wissen also noch gar nicht, ob sie überhaupt das zweite Semester erreichen werden.

«Die frühe Anmeldefrist erfolgt deshalb, weil die Partneruniversitäten die Fristen im Registrierungsprozess so früh ansetzen», erklärt Sibilla Flury, Mobilitätsverantwortliche im Institut für Politikwissenschaft (IPZ). Würden die Anmeldungen erst später eingereicht, könnte eine erfolgreiche Registrierung bei den jeweiligen Partneruniversitäten nicht garantiert werden.

Reise unnötigerweise bezahlt

Trotzdem hat das IPZ die Anmeldefrist nun um einen Monat verschoben, damit sich auch die Erstsemestrigen anmelden könnten. Das nützt allerdings wenig, da im Frühjahrssemester die zweite Hälfte des Assessmentjahres abgelegt werden muss. Es kann also sein, dass man sich für einen Austausch anmeldet, die Reise- und Unterkunftskosten bezahlt und am Ende gar nicht weiterstudieren darf. Gemäss Flury zeigt man sich bei den Politologen aber kulant. «Es kam schon vor,

dass wir einzelne Studierende sehr kurzfristig noch in einem Programm unterbringen konnten.»

Hippes Schweden

Das IPZ ist eines der wenigen Institute, die bilaterale Abkommen mit englischen und amerikanischen Universitäten pflegen. Andere Institute beneiden die Politologen darum. Erstaunlicherweise sind das aber nicht die beliebtesten Destinationen. Im Trend liegen skandinavische Länder, darunter vor allem Schweden, sowie Frankreich und Spanien.

Da sich die Zahl der Austauschstudierenden seit zwei Jahren in einem konstanten Rahmen bewegt, wird man am IPZ vorläufig nichts an den Anmeldefristen ändern. ♦



Kalt, modern und teuer. Das ist die neue Tannenbar.

Kaffee wie bei Starbucks

Warum die renovierte Tannenbar so teuer ist.

Deya Frei (Text) und Sina Jenny (Bild)

Sie war schummrig und etwas angeranzt: Die Tannenbar neben dem Hauptgebäude der ETH Zürich war nie ein Garant für Stil und Grandezza. Das hat auch die ETH erkannt. Das Lokal in der Nähe der Polybahn sei nicht mehr zeitgemäss gewesen, sagt Pia Fach, verantwortlich für die Mensen der SV Group an der ETH. Deshalb wurde es Ende 2014 umgebaut. Der neue Look soll urban, modern und frisch sein. Was soll das heissen?

Tatsächlich wirkt die umgestaltete Tannenbar einladender. Auf den Tischen stehen Blumen. Hinter der Theke hängen Regale mit Töpfen, Flaschen und Backzutaten. Die Begeisterung ist aber schnell weg, wenn der Blick auf die Preisschilder fällt: Ein Cappuccino kostet 5 Franken. Da-

mit ist er nicht mehr weit von Starbucks-Preisen entfernt. Für rund sechs Franken bekommt man einen halben griechischen Joghurt mit Feigen und Nüssen dazu und für stolze 14 Franken 50 gibt es einen Salat.

Fach versucht den Preisschock durch einen wichtigen Hinweis zu lindern: «Die angeschriebenen Preise gelten für die externen Gäste.» Bei Vorweisen der Legi oder des Mitarbeiterausweises gebe es den üblichen Rabatt. Man frage auch immer, ob jemand Studi oder Mitarbeiter ist. Ist also alles halb so schlimm? Nicht ganz. Denn ein Salat kostet auch mit Studierendenrabatt noch rund 10 Franken und auch der Kaffee ist mit knapp 3 Franken teurer als in der Mensa.

Angeblich bester Kaffee an der Uni

Auch dafür hat Fach eine Erklärung: Die Tannenbar erhalte im Gegensatz zu den anderen Mensen keine Subventionen. «Ausserdem ist sie von allen Mensen der Uni und der ETH der Betrieb mit dem öffentlichsten Charakter.» Damit meint sie, dass die anderen Gastrobetriebe innerhalb der Uni-Gebäude sind und Externe deshalb dort kaum hingehen. Zudem seien die Kaffeepreise durch die bessere Qualität gerechtfertigt: Laut dem Tagesanzeiger habe die Tannenbar einen der besten Kaffees aller Zürcher Hochschulen, betont Fach.

Beim Testkauf fragte die Kassiererin aber nicht wie angekündigt nach der Legi. Dank unaufgefordertem Vorweisen gab es dann doch einen Kaffee mit Brownie zu Studentenpreisen für rund 6 Franken. Beides schmeckte hervorragend. Für das Facelifting der Tannenbar habe sie meist positive Rückmeldungen erhalten, so Fach. Einige hätten sich wegen der Preisen beklagt. Doch seit klar ist, dass es Studentenrabatt gibt, habe es keine Reklamationen mehr gegeben.

Befragt man die Studis, sind sie sich einig: Das Interieur sehe gut aus. Es sei sauber und gemütlich. Auch das Angebot gefällt den meisten. Nur eine Frau vermisst die Hamburger, die es früher gab. Was die Preise betrifft, gehen die Meinungen auseinander: Einigen ist die Preiserhöhung nicht einmal aufgefallen, aber die Mehrheit findet es zu teuer. Eine Studentin sagt sogar: «Wir kommen fast nicht mehr her, weil der Kaffee mega viel aufgeschlagen hat. Dafür sehen wir nicht wirklich einen Grund.» ♦

Food Porn — Neulich in den Bergen: Bauernhaus, Holzofen, Pizza backen. Teig: selbst gemacht. Handarbeit, ursprünglich, urchig. Und dann aus dem Nichts plötzlich das Bedürfnis, vom fertigen Produkt ein Foto zu machen und das tolle Erlebnis mit irgendwelchen Freunden zu teilen.

Ich fühle mich ertappt, halte inne und sinniere bald über die seltsame Mode, die sich «Food Porn» nennt. Was will ich der Welt hier eigentlich beweisen? Einfach gesagt wohl: «Schaut her, ich habe Pizza gemacht!», begleitet von wildem Brustkorbgetrommel. Ja, ich war stolz auf diese Pizza, für die ich Mehl mit Wasser und etwas Salz vermennt und sechs Kilo Holz verbrannt hatte.

Wenn nun jemand im Resti ein Rindsfilet ablichtet, kann das aber nicht derselbe Stolz sein, denkt ihr jetzt. Aber wenn «Geiles Essen = Geld = Arbeit» ist, dann ist Food Porn nichts Anderes als das Bedürfnis eines hart arbeitenden Subjekts, zu beweisen, dass man mit seinem sauer verdienten Geld etwas Tolles gekauft hat. Eine verständliche Ersatzhandlung in einer Welt, in der «Arbeit ≠ Sinn» ist. Doch was macht nun der wahre Elitarist mit dieser Erkenntnis? Er strebt fortan stets nach Sinn in seiner Tätigkeit. Er studiert nur noch, was ihn wirklich interessiert. Er arbeitet nie mehr nur fürs Geld. Er isst, ergriffen von seiner wahrhaftigen Handlung. Es wärmt ihn, anstatt der inzwischen lauwarmen Pizza, der Stolz auf seine aufrichtige Tätigkeit.



Michael Kuratli ist fundamentaler Elitarist, glaubt an die nahende Weltrevolution der geistigen Überlegenheit und darf sich bis zu diesem glorreichen Tag hier austoben.

Wahlen — Die VSZUH-Wahlen stehen vor der Tür. Damit soll den Anliegen der Studierenden eine Stimme direkt am Puls der UZH gegeben werden. Klar, das haben mittlerweile alle mitgekriegt. Aber was heisst das genau?

Der Rat, als Rückgrat unseres Studierendenverbandes, fällt die strategischen Entscheide. Soll die UZH ihre Drittmittelfinanzierung transparent offenlegen oder würde dies einen funktionierenden Innovationsstandort abbremsen? Vielfalt ist für Gruppenkreativität bekanntlich förderlich, in ihrer Diversität haben die weit auseinanderliegenden Meinungen der 26'000 Studierenden einen Wert. Aber wie vertritt man die Ansichten so vieler Personen? Am besten geht dies repräsentativ. Der VSZUH-Rat bewältigt die Aufgabe also so gut, wie es überhaupt möglich ist.

Mit deiner Wahl kannst du auch Einfluss darauf nehmen, wer dich in der Mensakommission vertritt und wer an deiner Stelle in der Erweiterten Universitätsleitung Einsprache erhebt, wenn es nötig ist. Die Sichtweise der Studierenden auf alle Entscheidungsprozesse der UZH wird nur dann berücksichtigt, wenn die studentischen Vertreterinnen und Vertreter Rückhalt haben. Dieser Rückhalt wird über eine hohe Wahlbeteiligung abgebildet.

An anderen Schweizer Universitäten finden solche Wahlen still statt. Wer mitmachen will, erhält sowieso einen Sitz. Wie das jüngste Beispiel der Uni Basel zeigt, kommt das nicht gut. An der UZH hingegen existiert ein Wettbewerb der Ideen. 159 Kandidierende haben sich auf 70 Ratssitze beworben. Wer die Studierendenschaft am besten voranbringt, das entscheidest du, wenn vom 3. bis zum 24. April die elektronische Urne offen ist.

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSZUH**





Rhyn

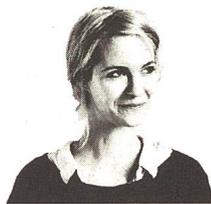
Winter in Quebec

Arschkalt — Quebec hat dieses Jahr den kältesten Februar aller Zeiten erlebt – mit einer Durchschnittstemperatur von -15 Grad Celsius. Jackpot! Ich war dabei. Wenn sich also nächstes Jahr wieder alle Zürcher beklagen, -5 Grad seien ja sooo kalt, zucke ich nur mit den hemdsärmeligen Schultern und schlürfe meinen Eiskaffee. Für den Fall, dass sich jemand von euch im Winter nach Montreal verirren sollte: Open Airs wie Igloofest und Montréal en Lumière sind im Ski-anzug bedeutend spassiger. Und mehr als 15 Minuten Sightseeing ohne Kaffee-Aufwärmepause ist schlicht unmöglich. Wenn ihr den wässrigen Americano nicht mehr sehen könnt, gönnt euch einen Espresso im Café Pikolo (Parc Avenue) oder im Black Code (Boulevard St. Laurent).

Stoll

chrömle

Kiosk — Wenn ich mit dem Zug zu meinen Eltern fahre, denke ich schon gar nicht mehr daran, mir etwas Anderes als einen Cappuccino zu kaufen. Dabei gibt es an jedem Bahnhof immer den einen oder anderen Kiosk, der Süßigkeiten für 10 oder 20 Rappen verkauft: saure Zungen, Carambar, Pilzchen, rote und schwarze Himbeerchen, mit saurem Pulver gefüllte Kaugummis. Ein handverlesener Chrömli-Sack hat mir letzstens fast die ganze Fahrt in die Ostschweiz versüsst.



Kuratli

sHaaZ

Gseh — Liechtof, 12.3., bim Tischli grad unter em Ängel. Du (m) hesch em Foucault sis «Überwachen und Strafen» uf em Tisch gha und dim Kolleg erchlärt, was er am Rousseau ussetze gha het. Ich (m), churzi bruuni Haar am Tisch näbedra mit de ZS die Hand, ha mi leider nöd getraut, mich izmische. Dini Argumentation gaht mer nüme us em Chopf!!! Mal es Seminar zäme bueche?

foucaultgeilesiech@gmx.ch



Luther

Dear Swiss People

Blog — Selbst in der Schweizer Gesellschaft läuft nicht alles rund. Schon ein Blick in die Medien offenbart viel Unschönes. Dabei stellt eine selbsternannte Volkspartei nur den dankbaren, weil leicht anzugreifenden Gipfel des Eisbergs dar. Eine gepflegte Kultur der Selbstkritik? Fehlanzeige. Sollte sich da nicht mal jemand drüber aufregen? Und das auf hohem Niveau und nicht im Stile eines unterirdisch schlechten Onlinekommentars? Die «privilegierte Immigrantin» tuts regelmässig in ihrem Blog «Dear Swiss People».

dearswisspeople.com

Schoop

Müdigkeitgesellschaft

Buch — Müde. Einfach nur müde. So beschreibt der Philosoph Byung-Chul Han den Zustand unserer Gesellschaft. Und dies, obwohl wir eigentlich vom Primat des Müssens befreit sind. Denn laut Han leben wir fern von Foucaults disziplinierenden Spitälern, Irrenhäusern und Kasernen. Heute verbringen wir unsere Zeit in Shopping-Malls und Fitnessstudios. Das negativ besetzte Müssen ist durch das positiv konnotierte Können ersetzt worden. Doch gerade weil wir alles tun können, wollen wir immer noch mehr. Als Kehrseite birgt diese Aktivgesellschaft eine exzessive Müdigkeit und Erschöpfung. Hans Essay ist knapp, provokant und präzise. Das muss man lesen!



Sauter

Detexify

Symbole — Wie heisst dieses Symbol schon wieder, der griechische Buchstabe mit den zwei Kringeln? Spätestens wenn man die erste Arbeit mit statistischen Methoden schreiben muss, stösst man auf solche Fragen. Man verbringt Stunden damit, Symbolleisten und Sonderzeichen durchzuscrollen, und findet trotzdem nichts. Auf Detexify kann man sich die Symbole in das dafür vorgesehene Fenster einzeichnen. Zusätzlich zeigt es einem gleich das entsprechende Package und den Code für die Verwendung in LaTeX an. Happy drawing!

detexify.kirelabs.org/classify.html



Kunz

Kreative Studis

Rosa und etü — Trotz allem Bologna-Gerede: Es gibt sie, die Studis, die viel Gratisarbeit in Herzensprojekte investieren. In Zürich zum Beispiel die Frauen des Magazins «RosaRot» und die Geschichtsstudierenden der Zeitschrift «etü» (steht für «Der Elfenbeintürmer»). Die Rosa gibt es seit den Neunzigerjahren und wurde im Herbstsemester 2014 neu lanciert. In der aktuellen Ausgabe zum Thema «Lust» gibt es ein tolles Interview mit der feministischen Theoretikerin Tove Soiland über das «Genies-



Truog

Klassiker

Must read — Bei postmodernen Studis der Geisteswissenschaften ist es sehr beliebt, verächtlich den philosophischen und literarischen Kanon zu belächeln. Das ist alles andere als klug, denn gewisse Texte sind völlig zurecht Klassiker, so auch Max Webers Vortrag «Wissenschaft als Beruf». Wer behaupten möchte, sie oder er hätte etwas mit Wissenschaft am Hut, muss sich diese Rede einmal zu Gemü-



Rizzi

Wanda (Produktionsband)

Band — Gitarrenpop mit Wiener Schmah, Austropop mit Strizzi-Attitüde (wienerisch für Lausbub), Popmusik mit Amore: Die Fremd- und Selbstbezeichnungen sind vielfältig. Die Wiener Band, deren Lied «Bologna» (Problembar Records 2014) das beste und schönste des letzten und dieses Jahres ist, wurde von der hiesigen Radiowelt vollkommen zu Unrecht ignoriert. Sie spielen am 29. April im Bogen F auf. Wer Rio Reiser und Falco mag, wird Wanda mögen.



Ruhe in Frieden

«Stramme und körperliche Gesundheit dient dem Wohle und der Wirtschaft der Nation zu.»
Turnvater Jahn

Es wurde uns mitgeteilt, dass offenbar

Litz

durch ein anderes System ersetzt worden sei.

Das ist uns völlig egal, Hauptsache, die Studierenden vergessen nicht, an ihre Gesundheit zu denken, regelmässig Sport zu treiben und sich rechtzeitig für die neuen Kurse einzutragen.
Der ASVZ

Das ASVZ-Zentrum Polyterrasse bleibt am 21.5.2015 ganztags geschlossen (professionelle Räumung einiger von Langzeitstudierenden abgeschlossener Kästchen mit vergessener giftig riechender Sportbekleidung).

«Wo Liz war, soll Ich werden.» Sigmund Freud

Nach längerer Krankheit ist

Lizenziat

im Kreise seiner Universität gestorben

Lizenziat hat in der gemeinsamen Arbeit an der Bewältigung seiner Sinnkrise zwar einen starken Willen, aber leider doch zu wenig Fähigkeit zum Umdenken gezeigt. Indem es gegenüber den Anforderungen der Zeit mit sturem Protest reagierte, konnte es seine ödipale Persönlichkeitsstruktur nie wirklich überwinden und ist an seiner Borniertheit zugrunde gegangen. Aber letztlich müssen wir alle einmal gehen.

Der behandelnde Therapeut
Prof. Dr. C.G. Jung

Zu Ehren des verstorbenen Patienten halte ich zu unbekannter Zeit in meiner Villa den Vortrag mit dem Titel: «Gott und die Psychotherapie. Plädoyer für eine pragmatische Schizophrenie».

«Was lange währt, wird endlich gut.» (Volksweisheit)

In grosser Trauer und Bestürzung haben wir das Ableben unseres geliebten

Liz

zur Kenntnis genommen

Das Liz behandelte uns immer ganz mütterlich und stellte unablässig unser Wohl und den sanften Eigenrhythmus unserer Persönlichkeitsentwicklung in den Vordergrund, indem es uns auch verzieh, wenn wir mal verschliefen und die Vorlesung verpassten. Nun ist es von der geizigen und gefühlkalten Stiefmutter Bologna verjagt worden, und mit der Welt geht es unaufhaltsam bachab.

Die Liz-Studierenden

Wir werden des von uns Gegangenen im Frühlingsemester 2015 gedenken, indem wir in Melancholie verfallen und die Abschlussprüfungen ein weiteres Mal verschieben müssen.

«YOLO!» Iouri Podlatchikov



Oh mein Gott!

Lizz

isch gshtorbe! Shit, wir finden das meeeega traurig – R.I.P.!!
Wir haben gehört, Liz-Studierende seien noch voll interessiert und politisch gewesen und so, vol krass, aber hey, Bologna ist doch auch voll easy Hauptsache guter Job später und übrigens: Game of Thrones-Seminar bei Populäre Kulturen im HS15, meega!

die Bachelor-Studierenden

Wir stossen an auf Lizzy und die Uni, weil studieren ist schon voll geil, am Donnerstag im Nachtseminar! *Dress up und get a free shot!*

«There is no alternative.» Margareth Thatcher

In grosser Bestürzung konstatiere ich das unabwendbare Dahinscheiden unseres innig geliebten

Liz

Uns allen fiel es schwer, die unumgänglichen Reformen der Organisationsstruktur unserer Universität vorzunehmen, und jetzt haben wir ein bisschen ein schlechtes Gewissen, weil das Bologna-System offenbar eine Zustimmung ist. Wir setzen alles daran, das neue System allen Beteiligten schmackhafter zu machen, ohne natürlich auch nur das Geringste daran zu ändern.

Der Rektor der UZH
Prof. Dr. Michael Hengartner

In Andenken an das verstorbene Liz werde ich nächste Woche meinen Schnauz rasieren.

«Freiheit, auch in den Regungen des äusserlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt.» Johann Gottlieb Fichte

Gefasst wiewohl in ernster Nachdenklichkeit und doch erfüllt vom ächten Geiste erhabener Tapferkeit teile ich im Namen der Freimaurerschaft mit, dass unser verehrtes

Lycenciath

das Zeitliche gesegnet hat und durch ein geldgieriges Modulsystem ersetzt wurde.

Das Studium philosophischer Texte ist damit dem Tod geweiht und die akademische Ausbildung wird künftig mit Denken nichts mehr zu tun haben. Meine eigenen großartigen Dichtungen werden fortan wohl höchstens noch als sprachhistorische Kuriositäten den unselbstständigen Schülerlein zum Fraße vorgesetzt.

Im Namen der Freimaurerei
Johann Wolfgang von Goethe

Wir treffen uns am Freitag, dem 13. zum konspirativen Umtrunk zu Ehren des Dahingeschiedenen in den Katakomben unter dem Lichthof.

Kein System ist perfekt — Genau genommen ist das Liz noch nicht tot. Es stirbt. Offiziell legen die letzten Studierenden im alten Lizenziatssystem dieses Semester ihre Abschlussprüfungen ab. Einige von ihnen können aus verschiedenen Gründen die Prüfungen im Herbst absolvieren. Aber dann ist wirklich Schluss.

Endet damit eine Ära der Glückseligkeit? Sind wir dann endgültig im düsteren Zeitalter von Bologna angekommen, wo uns Verschulung und Ökonomisierung zu punktejagenden Zombies machen? Die Antwort: Nein. Klar, das Liz hatte seine Vorteile. Und das Bologna-System krankt an allen Ecken und Enden. Unter anderem tut es das auch aus dem Grund, dass vielerorts das alte Liz-System in Bachelor- und Masterstudiengänge gepresst wurde. So bringt ein Bachelor in Medizin rein gar nichts, da das dritte und das vierte Jahr inhaltlich nicht voneinander getrennt werden können. Vieles, was heute schief läuft, war früher schon schlecht.

«Eine Reform der Hochschulbildung ist grundsätzlich begrüssenswert. Kaum jemand will den Status Quo erhalten», hiess es 2003 in der «Zürcher Studentin», wie die ZS damals hiess. Denn es ist klar: Nur weil das System jetzt Bologna und nicht mehr Lizenziat heisst, wird das Studium nicht plötzlich inhaltlich perfekt. Inhalt und Form sind zwei verschiedene Dinge und dürfen nicht verwechselt werden.

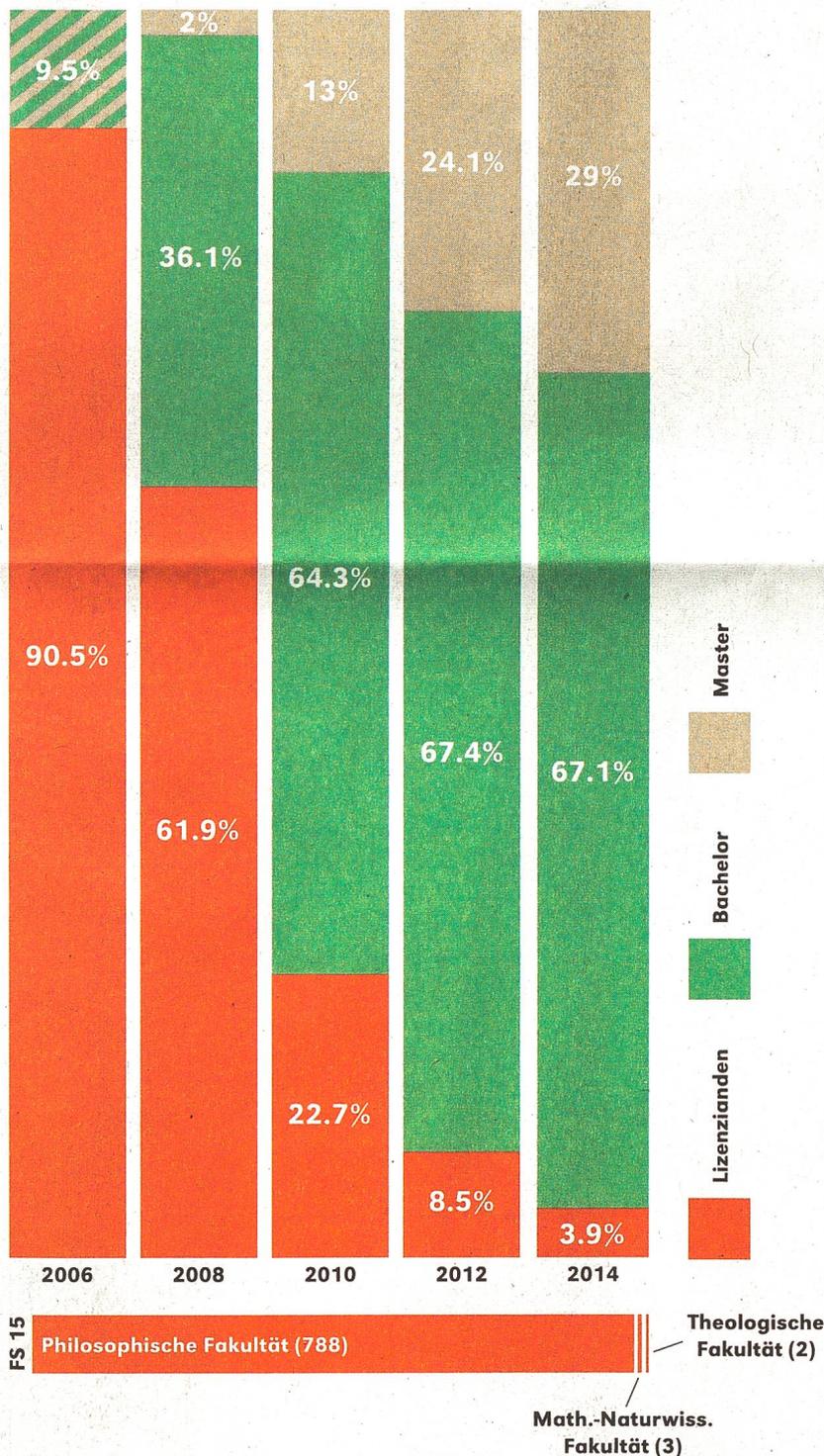
Jetzt machen die letzten Lizler ihren Abschluss. Und wir Zurückgelassenen sollten nicht den Fehler machen, ihr altes System zu glorifizieren. Denn ob wir Unterschriften oder Punkte sammeln: An der Qualität unseres Studiums ändert das nichts.

Johannes Luther

Die Tage des Lizenziats sind gezählt

Vor zehn Jahren wurde das Bologna-System eingeführt. Der Niedergang des Lizenziats in Zahlen und Fakten.

Nina Kunz (Text und Zahlen), Michael Kuratli (Grafik)



Es ist schon fast vergessen, obwohl es erst dieses Jahr endgültig abgeschafft wird: das Lizenziat. Heute scheint es selbstverständlich, dass wir im Bachelor oder im Master studieren. Doch erst vor zehn Jahren wurde das Lizenziatssystem durch das Bologna-Abkommen abgelöst. Die wichtigsten Eigenheiten des alten Systems:

Der Titel: Wer früher ein Studium abschloss, erhielt den Titel «lic.». Wer heute einen «Master of Law» bekommt, hätte also früher den akademischen Grad «lic. iur.» erhalten.

Die Seminararbeiten: Heute kann man Arbeiten höchstens ein Semester hinauszögern. Im Liz mussten Arbeiten einfach irgendwann vor dem Abschluss abgegeben werden. Daher mussten viele der letzten Liz-Studis noch zahlreiche Seminararbeiten nachholen, bevor sie sich den eigentlichen Liz-Prüfungen zuwenden konnten.

Die dreitägige Hausarbeit: Zum Abschluss des Liz gehört die sogenannte «Dreitägige». Bei dieser Aufgabe müssen Studierende innerhalb von drei Tagen eine Arbeit verfassen. Der pädagogische Wert dieser Übung bleibt auch nach dem Ende des Liz unklar.

Die blaue Karte: Vor dem Modulbuchungssystem wurden die Kurse auf einer blauen Karte eingetragen. Damit ein Modul angerechnet wurde, brauchte es die Unterschrift der Dozierenden.

Der Abschluss: Wer das Liz jetzt nicht besteht, dem werden lediglich 60 Punkte für den Bachelor angerechnet. Allerdings: Wer mit einem Sechser abschliesst, erhält dafür 1000 Franken von der Uni.



«Wir brauchen Dich als Utopie»

Der letzte Lizlümmel gedenkt seines geliebten Systems.

Deadline war für Dich ein Fremdwort. Nun bist Du tot. Dein Tod kam plötzlich und brutal. Weil ein paar schlecht vorbereitete Diplomaten sich in einer norditalienischen Stadt überrumpeln liessen, musstest Du sterben. Sie unterschrieben die Bologna-Deklaration, ohne zu wissen, was für ein Monster sie entfesselten. Unaufhaltsam frass es sich durch die Institute unserer Universität. Die Ökonomen warfen sich ihm mit Freudenschreien in den Rachen. Sie hatten das neoliberale Ungetüm schliesslich erschaffen. Die Juristen fügten sich schnell. Gesetz ist Gesetz. Die Geisteswissenschaftler taten, was sie am besten können: prokrastinieren. Sie schoben Dein Ende zehn Jahre hinaus. Und sie hatten einen Plan: Präsenzpflicht um 8 Uhr morgens (sic!) und ein Modulbuchungssystem, bei dem nur klickfertige Videogamer zum Ziel kommen, sollten die Studierenden zum Widerstand anstacheln. Der Plan hätte fast funktioniert. Studis besetzten die Universität, um Dich zu retten. Doch der Protest perlte an Rektor Fischer und Bildungsdirektorin Aeppli ab wie Regen von der Goretex-Jacke. Wären doch nur Mörgelis Leichen im Keller früher ans Tageslicht gekommen. Vielleicht lebst Du noch.

Heute vermissen wir vor allem Deine unaufdringliche Art. Du hast nicht notiert, wie oft wir fehlten. Du hast nie gefragt, auch wenn man uns ansah, dass wir Dir untreu waren. Du warst so unaufdringlich, dass es manchmal wehtat. Du hättest doch auch mal nachfragen können, ob wir nicht wieder mal vorbeikommen wollten, wenn wir uns fünf Semester nicht gemeldet hatten. Doch das hätte Deinen Prinzipien widersprochen. Denn Du liebtest die Freiheit. Du hattest uns nie eingeeengt. Wir nutzten die Freiheit. Gingen vor dem Frühstück in eine Volkswirtschaftsvorlesung, lernten von 10 bis 12 Latein, um uns am Nachmittag mit Kunstgeschichte zu beschäftigen. Am Abend Biologie. Du fragtest nicht nach dem Sinn. «Employability» war für Dich ein Fremdwort. Du produziertest wahre Intellektuelle. Ich bin sicher, Du und Humboldt, ihr liegt euch nun in den Armen.

Nicht alle konnten mit der Freiheit umgehen. Sie entfernten sich zu weit von Dir und kamen nie mehr zurück. Für Andere warst Du ein Karrierevehikel, sie absolvierten parallel zum ersten Proseminar schon Forschungskurse. Für wieder Andere warst Du vor allem eine Lebenslüge. Die schönste Lebenslüge der Welt. Denn dank Dir konnten wir ausbrechen aus allen Zwängen. Wir arbeiteten 20 Jahre als Velokurierin oder Serviceangestellter, und wenn jemand fragte, warum wir nicht Karriere machten, war die Antwort



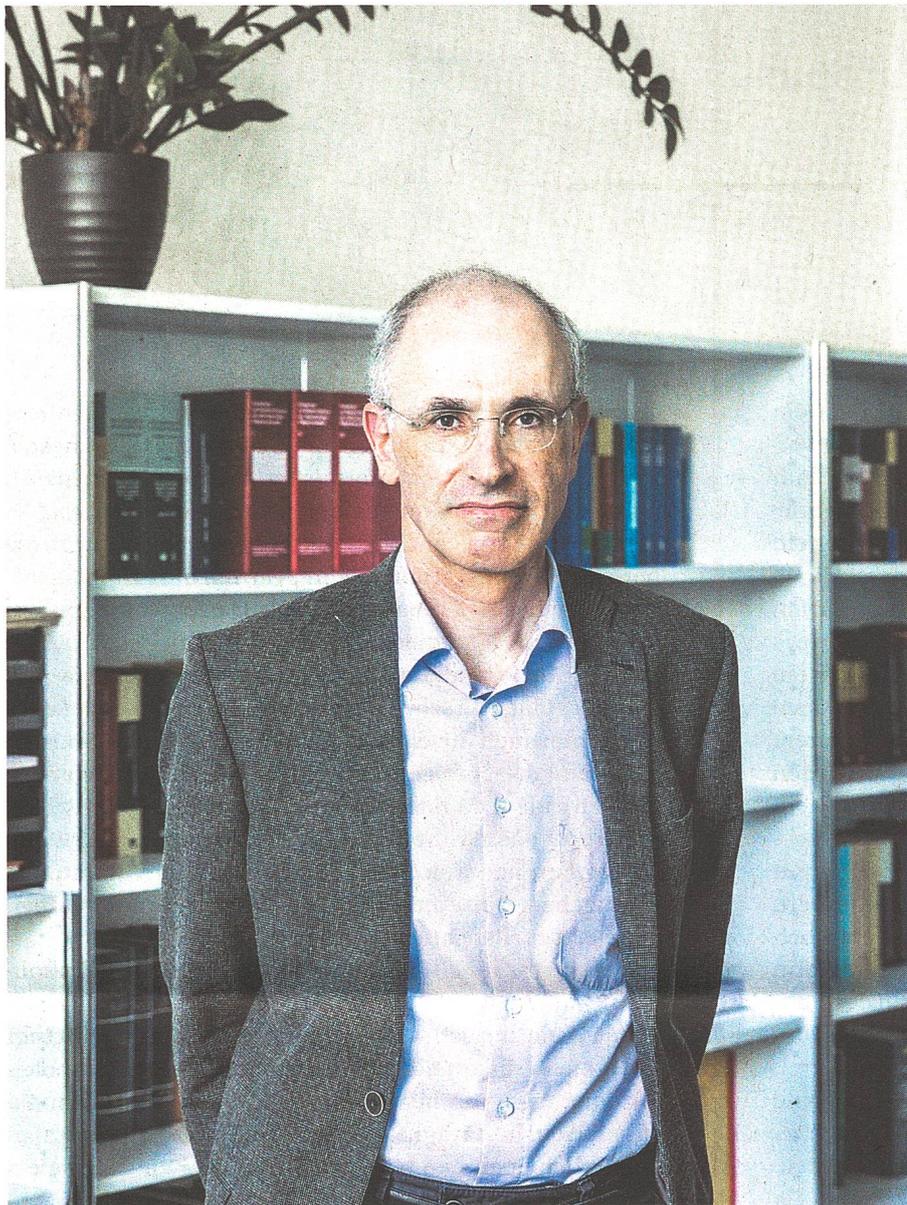
schnell parat. «Ich mach das nur nebenbei. Ich studiere hauptsächlich.» Das Liz war die Generalausrede für Aussteigerinnen und Nonkonformisten. Andere gründeten früh eine Familie. Für Männer, die sich für die Familie entschieden, bot das Liz gegenüber den konservativen Nachbarn die perfekte Tarnung. «Hausmann? I wo! Ich bin Ethnologe!»

Deine beste Zeit hattest Du, als Du schon im Sterben lagst. Je weniger Studierende die Hand aufhielten, wenn gefragt wurde «Wer studiert noch im Liz?», desto besser wurde Dein Ruf. Plötzlich schwärmten die Profs von Dir. Denn alles Schlechte, auch die eigenen Unzulänglichkeiten, wurden nun Deiner Nachfolgerin angelastet. Und Deine Vorzüge wurden in leuchtenden Farben gemalt. Wenn die Erstsemetrigen das «Früher war alles besser»-Gerede der Profs hörten, konnten sie wohl nicht anders, als sich Tagträumen hinzugeben – von einer Zeit, in der ungezwungenes Lernen ohne Präsenzlisten möglich war.

In Vergessenheit gerieten dabei Deine Macken. Zu spüren bekam sie, wer es wagte, sich für den Abschluss anzumelden. Die Prozedur von Unterschriften einsammeln (Lebt der Prof überhaupt noch?) über Institutsstempel einholen (nur montags zwischen 10 Uhr und 11 Uhr) bis zur Immatrikulationsbestätigung («2 Franken bitte») muss Kafka persönlich eronnen haben. Die dreitägige Prüfung liess Multiple-Choice plötzlich in ganz anderem Licht erscheinen. Und die mündlichen Prüfungen fühlten sich an, als würde man bei Dieter Bohlen vorsingen – auf Mittellatein («Leider Nein»).

Aber über Deine Schwächen wollen wir heute nicht sprechen. Denn heute brauchen wir Dich als Utopie: Lizenziat, das ist Akademie für Erwachsene. Bologna ist Kindergarten. Du bleibst in unseren Köpfen als Freiheitsstatue der Wissenschaft, die uns daran erinnert, dass es auch anders sein könnte. Du lebst weiter in den Träumen der Studierenden, die eine Bildung wollen, die nicht nur Ausbildung ist, die aus Leidenschaft studieren und nicht aus Leistungsdruck und die sich mit Kaffeepausen belohnen und nicht mit Kreditpunkten. Und wenn sie dereinst die Universität von der Punktesammelbürokratie befreien sollten, wäre der Name des neuen emanzipierten Studiengangs schnell parat: Er wäre «Lizenziat».

Die Abdankungsfeier findet am 8. Mai 2015 im engsten Familienkreis in der Grossmünsterkirche statt.



Kritisiert Bologna: Jus-Professor Alain Griffel.

Bologna ist Bürokratie

Für Professor Alain Griffel ist klar: Das Liz war weniger Aufwand für gleiche Resultate.

Hanna Stoll (Text) und Marco Rosasco (Bild)

«Bologna-Studierende müssen einen immensen Stoffumfang bewältigen.» Diese klaren Worte äussert Alain Griffel, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Uni Zürich. «Nicht wenige zerbrechen beinahe unter dieser Last.» Trotzdem seien Bologna-Studis verglichen mit den Liz-Absolvierenden im Schnitt etwa gleich gut. «Nur der Preis dafür ist im neuen System um ein Vielfaches höher.»

Das Liz-System war gut, weil es den Studierenden Zeit für Verständnis und Vertiefung gab, so Griffel. «Juristisches Denken zu lernen und Kernprobleme zu verstehen, braucht Zeit und ganz andere Methoden als das Auswendiglernen für Massenprüfungen.» Es sei daher ein Trugschluss, zu glauben, dass sich Fächer wie Jus, die bei vielen als blosser «Berufsausbildung» gelten, besser in das neue, ökonomisierte Bildungssystem integrieren liessen.

Mehr Bürokratie

Die vielen Bologna-Module schaffen zudem einen bürokratischen Aufwand, unter dem die Lehrstühle und das Dekanat ächzen, so Griffel. «Als ich vor 25 Jahren hier Assistent war, arbeiteten im Dekanat nur drei Personen. Heute hat sich der Bestand etwa verzehnfacht.» Die Verwaltung der ECTS-Punkte – «das Sinnloseste am neuen System» – und die Administration von fast 16'000 Prüfungen jährlich, haben das Institut zu einem riesigen bürokratischen Apparat aufgeblasen.

Bei Prüfungen, die von 600 oder 1000 Studierenden geschrieben werden, sei es zudem schwer zu garantieren, dass diese zu aussagekräftigen Resultaten führen. «In Verwaltungsrecht legten im Liz jeweils etwa 50 bis 150 Studierende eine schriftliche Prüfung ab», sagt Griffel. «Man konnte auch Aspekte wie Aufbau und Argumentation bewerten. Wenn das wegfällt, dient dies nur denen, die alles auswendig lernen.» Doch eine «Auswendiglernmaschine» und ein guter Jurist oder eine gute Juristin seien nicht das Gleiche.

Unglücklicherweise zufrieden

Doch das Liz-System ist am Rechtswissenschaftlichen Institut längst Vergangenheit. «Und unerklärlicherweise scheinen die meisten Studierenden damit zufrieden zu sein», erklärt Griffel. Im Herbstsemester 2011 waren die letzten regulären

mündlichen Prüfungen. Bei der Einführung von Bologna sei er noch hoffnungsvoll gewesen, dass eine Grundsatzdiskussion über Studiumsbedingungen in Gang komme. Doch nicht nur das System, auch der Geist der Alma Mater habe sich verändert, meint Griffel.

Punktfeieber

Mit den ECTS-Punkten hat man Zeit und Wissen eine Währung gegeben, in der nicht nur die Studierenden rechnen. «Auch die Professoren sind längst vom Punktfeieber befallen», kritisiert Griffel. «Etliche Professoren glauben heute, eine Lehrveranstaltung mit wenig Punkten oder ohne „richtigen“ Leistungsnachweis sei nichts wert.» Dabei sei seine beste Veranstaltung im Liz ein freiwilliges vorlesungsbegleitendes Kolloquium gewesen.

Trotzdem hat der Professor nicht nur gute Erinnerungen an das alte System. Prokrastination, das älteste Studienproblem, war auch eine Schwäche des Lizians. Weil es keine Fristen gab, wurden viele dazu verleitet, ihre Studiumszeit mit Nebenjobs zu verbringen, sagt Griffel. Auch das ist mit Bologna heute kaum mehr möglich. ♦

Das Liz gibt nicht auf

Rund 40 Studierenden wurde eine Verlängerung wegen Krankheit oder Behinderung bewilligt. Das freut nicht alle.

Michael Kuratli

Bis diese Ausgabe im Druck ist, sollten alle Liz-Prüfungen durch und der alte Studiengang offiziell beerdigt sein. Doch Moment. Ganz so schnell schliessen die Lizler dann doch nicht ab. Über 60 Personen haben bei der Fachstelle Studium und Behinderung der Uni Zürich (FSB) eine Verlängerung eingereicht.

Rund 40 Studierenden wurde eine solche um maximal fünf Monate bewilligt und sie betrifft nur die verspätete Abgabe der Liz-Arbeit. Wer noch Seminare offen hatte, ist definitiv zu spät. Wie viel Zeit die Betroffenen noch zur Verfügung bekommen, wurde individuell austariert. Mehr als fünf Monate Schonfrist gibt es aber sowieso nicht. Dies, weil die Abschlussarbeit zur Prüfung mindestens einen Monat vor dem ultimativen Prüfungstermin in einem halben Jahr eingereicht werden muss.

Die Verlängerung stört einige Profs, die schon jetzt genug haben von der zusätzlichen Arbeitsbelastung, die die letzten Lizprüfungen dieses Semester mit sich bringen. Hinter vorgehaltener Hand hört man den Vorwurf, dass das Ende des Liz jetzt einfach noch einmal unnötig hinausgezögert würde.

Alles gesetzskonform

Olga Meier-Popa, Leiterin der FSB, erläutert das Vorgehen der Fachstelle. Die Studierenden mit Behinderung beziehungsweise chronischer Krankheit haben einen Rechtsanspruch auf Nachteilsausgleich. Dieser bestand in der verspäteten Abgabe der Liz-Arbeit: «Von Krebs über Multiple Sklerose zu Migräne ist alles dabei. Vom Alter und der Studienrichtung her waren die Anträge sehr durchmischte.» Durchschnittlich seien die Studierenden seit 2001 eingeschrieben, einige aber auch schon über 20 Jahre. Dass das die Profs generell überlaste, würde sie nicht sagen. Einzelne Prüfende seien sogar froh

gewesen, dass nicht alle dieses Semester ihren Abschluss machen wollten, sagt Meier-Popa.

Unnötige Verzögerung?

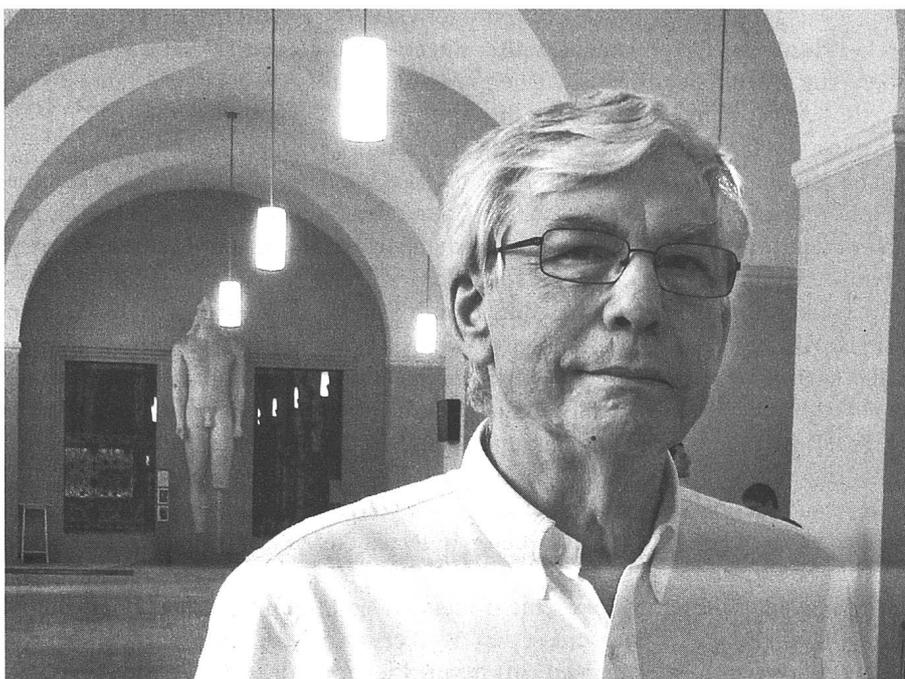
Die Fachstelle stellte 47 Anträge ans Dekanat der Philosophischen Fakultät. Mit dem Vorwurf der unnötigen Verzögerung konfrontiert, entgegnet das Dekanat, dass man sich an den gesetzlichen Rahmen des Nachteilsausgleichs bei Behinderung halte. Zudem seien nur Gesuche bewilligt worden, bei denen nur noch eine Studienleistung, die Lizarbeit, zum Abschluss und damit zur Anmeldung für die Prüfungen im Herbstsemester fehlt.

Dass das Semester an der Substanz zehrt, zeigte sich unlängst in der Spätmittelalter-Vorlesung von Professor Teuscher. Weil er verhindert war, musste die Vorlesung vergangene Woche ausfallen. Es war kein Ersatz aufzutreiben. Grund: Liz-Stress. Auch die mit drei Vollzeitstellen besetzte Fachstelle Studium und Behinderung machte Überstunden. Der schwache Trost für alle, die das Liz ins Grab begleiten: Bis Ende Jahr sinkt der Stresspegel in der Geisteswissenschaft endlich auf Bologna-Niveau. Und bleibt dort. ♦

Mit 62 Jahren fängt das Studium an

Ernst Rosser hat gerade sein Studium abgeschlossen. Er will zeigen, dass auch alte Menschen noch was taugen.

Michael Kuratli (Text und Bild)



Ernst Rosser: Jahrgang 1947 und frischgebackener lic. phil.

Ich würde ihn schon erkennen, meinte Ernst Rosser am Telefon. Er sei etwas älter als der Durchschnitt und habe graue, nein, sehr hellblonde Haare. Wir finden uns beim blauen Sofa im Lichthof am Rande des Irrgartens aus Stellwänden, der sich Career Days nennt. Eine Karriere hatte Ernst bereits hinter sich, als er mit dem Studium in Allgemeiner Geschichte und Historischen Hilfswissenschaften begann. Seine Haare sind tatsächlich durchgehend weiss, doch er wirkt alles Andere als alt und gebrechlich.

Im weissen Hemd sieht er eher wie ein Geschäftsmann aus. Er ist kein typischer Student, und manche würden ihn wohl für einen Silberschopf-Auditor halten. Doch Ernst ist ein frischgebackener lic. phil. «Die brauche ich ja nicht mehr» witzelt er mit einem Wink zu den Ständen, die CV-Checks und Praktika-Vermittlungen anbieten. Ernst kommt

direkt von seiner letzten mündlichen Lizprüfung und wirkt gelöst. Er schwebt, meint er sogar, als wir uns zum Kaffeeautomaten bewegen. Ernst ist 68 Jahre alt und hat nun sein Liz im Sack. Zum ersten Mal studiert hat er 1967. Ohne Unterstützung durch die Eltern finanzierte er sich sein Studium mit Nebenjobs, die ihn bis weit in die Nacht hinein wach hielten. Von den Globuskrawallen erfuhr er deshalb erst aus der Zeitung. Die Studierenden würde er nicht generell als politischer bezeichnen als heute. «Das waren ein paar linke Fanatiker. Wer arbeiten musste und nicht «fils à papa» war, hatte keine Zeit für Krawalle.»

Mit 60 entlassen

An einem seiner Studijobs ist er dann hängengeblieben. Durch einen Todesfall stieg er in einer Marktforschungsfirma gleich in die Führung auf. «Die Uni

sagte mir damals nichts mehr. Ich hatte eine Aufgabe, das war spannend.» Ende der Achtzigerjahre vertiefte er sich immer mehr in der Informatik, kaufte sich seinen eigenen Computer und gründete seine eigene AG. Mit 55 liess er sich bei einer Firma anstellen, die sein Know-how brauchen konnte. Und ihn mit 60 durch einen Jüngeren ersetzte. «Ich musste merken, dass man mit meiner Haarfarbe in der EDV keine Chance mehr hat.»

Nach dem Schock wagte er einen Neustart. «Ich habe mich auf meine Vergangenheit besonnen, um eine Zukunft zu haben. Der Grund, das frühere Studium nochmal aufzunehmen, war, mich geistig wieder zu betätigen.» Von den Studis und Profs werde er meist als «normaler Student» angesehen. Nur einmal habe ihm ein Privatdozent beibringen wollen, wer hier der Chef sei. Dass seine Profs mehrheitlich jünger sind als er, störe ihn nicht. «Ich habe schliesslich nicht die ganze Zeit einen Spiegel dabei und merke in einer Diskussion nicht, wie alt ich bin.»

Nachwuchshistoriker

Das Studium habe sich grundlegend verändert seit den Sechzigern. «Ich habe als Jäger und Sammler angefangen. Das Problem war, Quellen zu finden und sich Informationen zu beschaffen. Heute muss man aus unzähligen Quellen auswählen.» Stolz zeigt er seine Lizarbeit, die 700-seitige Transkription der ersten Zuger Stadtrechnung. In Form einer CD. Sie ist das kombinierte Wissen eines Historikers und eines Informatikers. Und dort sieht Ernst auch seine Zukunft. In der Geschichte würden die Möglichkeiten der Digitalisierung noch nicht optimal genutzt. Der «Nachwuchshistoriker» Rosser will hier seinen Beitrag leisten. Und damit auch beweisen, dass das alte Eisen noch was taugt. ◇



CONTRA: Amy Winehouse — Ich weiss, was ihr jetzt lesen wollt. Wie steht die Skandalnudel zu Kokain? Als ich nach meinem Tod auf dem Seziertisch der globalen Klatschpresse lag, habt ihr euch alle die Mäuler drüber zerrissen, was mich letztendlich das Leben gekostet habe. Zuerst hiess es: Todesursache Alkohol. Dann, dass ich an gebrochenem Herzen gestorben sei. Schliesslich: Ein Drogencocktail aus Heroin, Ecstasy, Ketamin und Kokain. Letzteres hing mir so sehr nach, dass eine Bande brasilianischer Dealer ihre Kokain-Tütchen mit Bildern von mir verzierte.

Kokain war nur eines von vielen Dingen, die mein Leben zerstört hatten. Mein Ex-Mann behauptet, ich hätte das Zeug genommen wie sonst was. Dabei war er der grosse Kokser. Deshalb heisst es in dieser einen Songzeile ja auch *You love blow and I love puff*.

Doch ich will nichts beschönigen. Kokain war eines meiner grossen Laster. Als ichs das erste Mal nahm, wars einfach nur toll. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie ich in Zukunft ohne das Zeug auskommen sollte. Doch dann lief alles schief. Meine körperliche Kondition war mies, meine Stimme versagte an Konzerten. Sie wollten mich in die Entzugsklinik bringen. Ihr wisst, dass ich das nicht so toll fand. Es läuft ja heute noch fast täglich im Radio. Schliesslich hab ich mich im Spiegel kaum wiedererkannt. Ich wollte von den Drogen wegkommen. Aber ich konnte es nicht. *Life is a losing game*.

Kurz vor meinem Tod wollte mich meine Familie mit Sicherheitspersonal vor dem Drogendealer schützen, der mich immer mit dem Stoff versorgte. Der brachte mir Drogen, auch Kokain, versteckt in einem Blumenstraus oder Teddybären. Aber das wisst ihr ja auch schon längst. Stand ja im Internet.

Leute, welche Überdosis mich ins Grab brachte und welche Rolle Koks dabei spielte ... das ist letztlich egal. Wenn ihr aus dem ganzen Rummel um meine Person eine Sache mitnehmen könnt, dann, dass ihr einfach die Finger von dem Zeug lassen solltet. [jol]

Bekanntheiten aus aller Welt und Zeit duellieren sich zu ausgelosten Themen.

KOKAIN

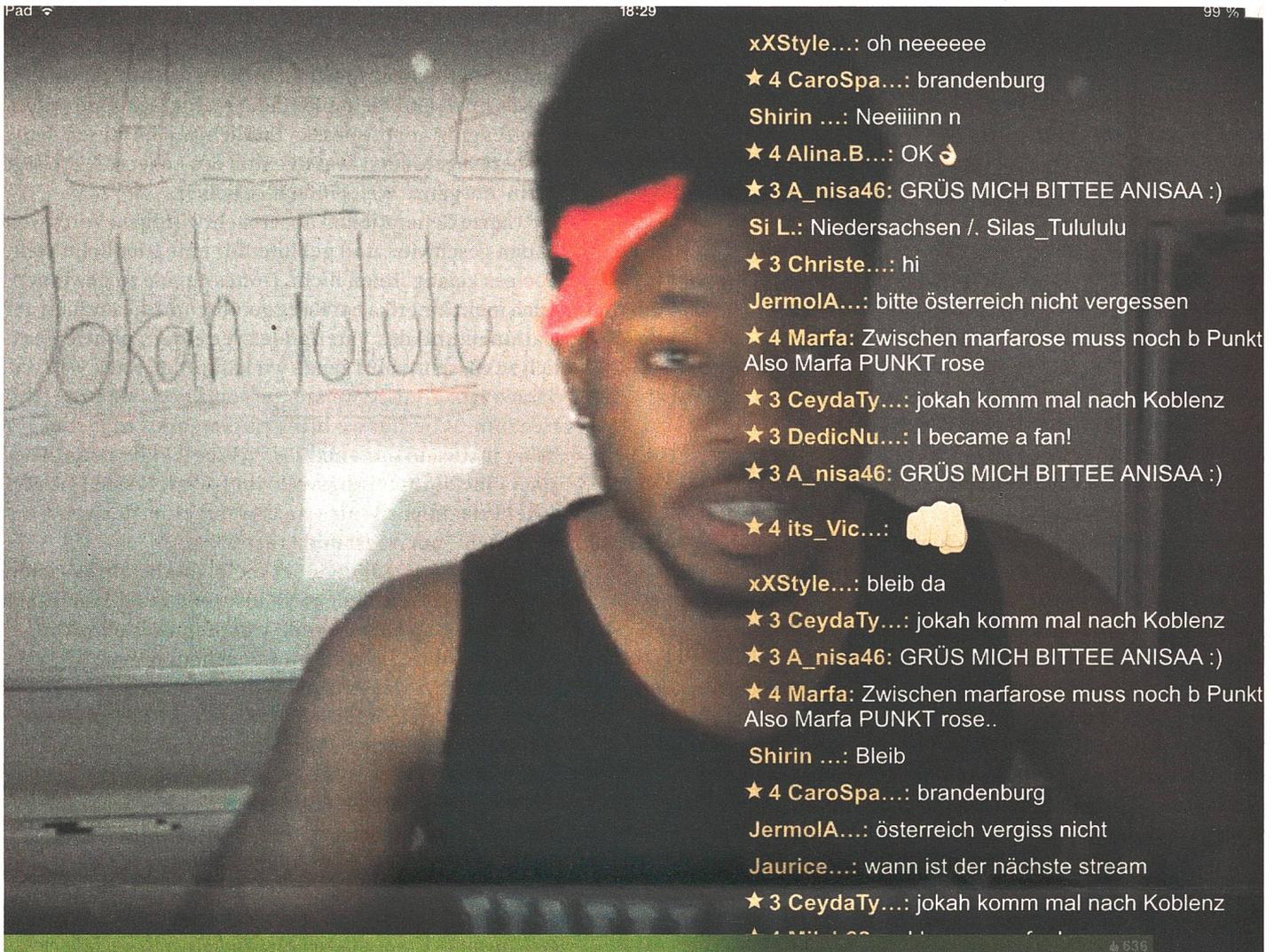
PRO: George W. Bush — Verehrte Patrioten, Members of Congress, fellow Americans, meine Präsidentschaft endete im Debakel. Man hält meinen Nachfolger für klüger als mich und niemand findet meine Gemälde schön. Doch es ging mir nie besser. Endlich, mit 68 Jahren, habe ich herausgefunden, was der Sinn des Lebens ist: Er liegt darin, die ganze Welt einfach zu lieben.

Ganze Generationen unserer ehrwürdigen Vorfahren haben geschwitzt und geblutet für eine friedliche Welt, doch es gelang ihnen nicht, Gottes Gnade zu gewinnen. Auch mein Amerika hat Krieg geführt und die Freiheit der Nationen und des Vaterlandes verteidigt, ohne eigentlich zu wissen, wofür genau wir kämpften. Nach 9/11 versprach ich: Tonight we are the country called to defend freedom. Whether we bring our enemies to justice, or bring justice to our enemies, justice will be done. Aber als meine aufopferungsvolle und patriotische Mission scheiterte, blieben mir – auch wenn es nach aussen nie so aussah – nur Angst und Frustration.

In der Verzweiflung über mein gescheitertes Leben gab ich mich verschiedenen Räuschen hin. Alkohol, Cannabis und LSD lassen einen träumen und schwärmen, aber ich wollte die Welt immer sehen, wie sie wirklich ist. Dann kam die Rettung: Ich erinnerte mich an das himmlische weisse Pülverchen, mit dem ich damals bei Skull&Bones, meiner aus tiefem Herzen geliebten Studentenverbindung, Bekanntschaft gemacht hatte. Back in these days hielt ich das Zeug für gefährlich, eine Bedrohung der rechtschaffenen Sitten, die Linie des Bösen – heute weiss ich: Nur auf Kokain vermag man die wahre Liebe und Schönheit der Welt zu erblicken.

On crack sieht man endlich: Die Dinge sind so einfach. Brüder! Schwestern! Die Seligkeit erstreckt sich über die gesamte Menschheit, und die Gnade Gottes ist unerschöpflich! Die Willenskraft der Vereinigten Staaten ist grösser denn je und die freie Welt wird in ewigem Frieden erstrahlen! Fellow citizens, in all that lies ahead, may God grant us wisdom, and may He bless the United States of America – and now watch my sniff. [tru]





Screenshot: JokahTululu live auf YouNow am 18. März um 17:23 Uhr.

Du! Jetzt! Live!

Auf der Plattform YouNow blickt man Teenagern direkt ins Schlafzimmer. Und die finden das ganz normal.

Dominique Zeier

YouTube und Facebook sind Schnee von gestern. Der neue Trend heisst «Live Internet». Damit hat der Onlineexhibitionismus der modernen Gesellschaft ein vollkommen neues Level erreicht. Seit der Gründung der Plattform «YouNow» 2011 ist es Nutzern möglich, in Echtzeit Videos in die digitale Welt hinauszusenden und gleichzeitig mit den Zuschauern via Chatfunktion zu interagieren. Die Plattform entstand ursprünglich, um wenig bekannten Künstlern, vor allem Musikern, die Chance zu geben, online ihre Werke einer grösseren Fangemeinde zugänglich zu machen.

Wie es im Internet so oft der Fall ist, entwickelten sich die Dinge aber anders als geplant. Seit es 2014 jedem Nutzer möglich ist, sein Video live zu streamen, haben vor allem Jugendliche YouNow in Beschlag genommen. Seither wird die Website kontrovers diskutiert. Besonders

der Jugendschutz und die Privatsphäre seien in Gefahr.

Nicht immer unbedenklich

Abgesehen von den grundlegenden rechtlichen Fragen ist es für Kritiker fraglich, was einen Nutzer dazu bewegt, nicht nur seinem engeren Freundeskreis, sondern einem potenziell unbegrenzten Publikum von persönlichen Erlebnissen und Gedanken zu erzählen und Dinge zu tun, die man sonst für sich allein ausprobieren würde. So kann man den vierzehnjährigen Jonas dabei beobachten, wie er einen Löffel Zimt verschluckt, oder der sechzehnjährigen Simona dabei zusehen, wie sie sich live vor der Kamera schminkt und dabei Tipps erteilt.

Warum tun Jugendliche das? «Für viele kann der Schritt in die digitale Welt eine Möglichkeit sein, verschiedene Facetten ihrer Persönlichkeit auszuleben», erklärt Matthias Hofer, Medienpsychologe am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Uni Zürich. «Gerade bei Jugendlichen ist das Ausprobieren von verschiedenen Persönlichkeiten – online oder offline – ein ganz normaler Prozess. Problematisch wird es dann, wenn online und vor laufender

live ausgestrahlt wird, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, selbst wenn ein Userprofil als Folge von Missbrauch gesperrt wird.

Dass das Internet einen immer grösseren Stellenwert im Alltag einnimmt, ist keine neue Erkenntnis. Traditionelle Medien wie das Fernsehen oder Zeitungen kämpfen schon lange um Einschaltquoten und Leserzahlen, während Plattformen wie YouTube oder Twitter explosionsartig wachsen. So hat die Videoplattform YouTube über eine Milliarde Nutzer. Täglich werden dort mehrere hundert Millionen Stunden Videomaterial angesehen.

YouTube als Business

Der bekannteste Youtuber, der sich selbst PewDiePie nennt, hat eine Gesamtzahl von über 35 Millionen Abonnenten. Von solchen Einschaltquoten können Fernsehanbieter nur träumen. Hinzu kommt, dass sich daraus heutzutage tatsächlich ein Businessmodell ableiten lässt.

Je mehr Klicks ein YouTube-Video erzielt, umso mehr Geld verdient ein YouTube-Nutzer damit. Durchschnittlich benötigt man 1000 Views, um zwei US-Dollar zu verdienen. Betrachtet man die Popularität von Usern wie PewDiePie, scheint es nicht mehr verwunderlich, dass Kinder heutzutage die Frage nach ihrem Berufswunsch immer häufiger mit dem Wort «Youtuber» beantworten.

Wir im Mittelpunkt

Als George Orwell seinen Gesellschaftsroman «1984» schrieb, porträtierte er die Kamera, die alles aufnimmt und sich nicht ausschalten lässt, als die Wurzel alles Bösen. Dass unsere Gesellschaft das Objektiv der Kamera einmal bewusst umdrehen und sich selbst zum Mittelpunkt der Aufnahme machen würde, hätte Orwell sich wohl niemals träumen lassen. Dennoch scheint die Selbstinszenierung im Internet immer selbstverständlicher zu werden. Besonders verlockend ist dies für Minderjährige.

Auch Matthias Hofer ist der Meinung, dass im Internet gerade für Jugendliche viele Gefahren lauern. Er sagt dazu: «Digital Natives sind versiert, was die technischen Details der Internetnutzung angeht. Rechtliche Fragen hingegen setzen ein Wissen voraus, das viele Jugendliche noch nicht haben. Hier sollten vor allem

«Das Internet ist für stigmatisierte Gruppen hilfreich.»

auch die Anbieter in die Pflicht genommen werden.» Allerdings betont er auch, dass das Internet durchaus positive Auswirkungen haben kann. So könnten gerade für marginalisierte oder stigmatisierte Gruppen Online-Supportgroups äusserst hilfreich sein. Man traue sich online eher, seine Probleme offen anzusprechen, und komme an Menschen heran, die mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben.

Mit Verstand

Dass unsere Gesellschaft durch die Nutzung sozialer Netzwerke insgesamt egozentrischer geworden ist, findet Hofer nicht. «Wir nutzen das Internet und laden Bilder von uns selbst in soziale Netzwerke, weil es die Möglichkeit dazu gibt. Das sagt aber noch lange nichts über unsere Gesellschaft als Ganzes aus.»

Wir können also beruhigt weiterhin Selfies auf Facebook laden oder Videos auf YouTube stellen – solange mit der Kamera auch der Verstand eingeschaltet wird. ♦

Von potentieller Kinderpornografie will der Gründer von YouNow nichts wissen.

Kamera Dinge getan werden, die verboten sind und rechtliche oder persönliche Konsequenzen nach sich ziehen.» Dies wäre vor allem bei Nacktheit oder dem Konsum von Drogen vor laufender Kamera der Fall.

Keine Kinderpornografie

Für Adi Sideman, den Gründer von YouNow, ist die Entwicklung, die seine Plattform durchlebt, nicht bedenklich, wie er in verschiedenen Interviews betont hat. Von potentieller Kinderpornografie auf seiner Seite möchte er nichts wissen, schliesslich gebe es strenge Sicherheitsmassnahmen.

Doch genau da ist der Knackpunkt: Im Livestream können Sicherheitsmassnahmen erst im Nachhinein greifen. Was

Ludek Pešek: Die Erde ist nah (1970) – Geht es nach den Produktionsplänen des niederländischen Privatfernsehens, dann wird 2015 wohl ein Marsjahr werden; immerhin soll die grosse Marskolonisierungsshow «Mars One» im kommenden Herbst ihr Trainingscamp beziehen. Natürlich wäre es deshalb geboten, Kim Stanley Robinsons Mars-Trilogie zu lesen, die dem Unternehmen wider Willen als Blaupause gedient hat.

Doch vielleicht zum Einstieg lieber etwas Schmaleres und gleichwohl Eindrückliches: «Die Erde ist nah», die 1970 erschienene Erzählung des tschechischen Space-Art-Pioniers Ludek Pešek. Ein desaströser Text. Wir gelangen auf den Mars entweder mit der Vorstellung, dass es da Spuren von Leben gibt (die man eben suchen muss), oder im Glauben daran, dass der Mensch diesen Planeten erst «kultivieren» wird. Wir besitzen Karten und Namen für bestimmte Gegenden, die uns den Mars irgendwie zu einer Art «Outback» stilisieren sollen. Den Schock aber, den wir erfahren, wenn wir uns wirklich auf einem toten Planeten befinden, den können wir noch gar nicht beschreiben. Pešek inszeniert den Mars als die schleichende Zersetzung menschlicher Gesellschaftsträume im roten Sandsturm. Erst schwindet uns die Sicht, dann vergeht uns das Hören. Die mitgebrachte Technik lässt die Marskolonisten im Stich und allein mit einer Ohnmachtserfahrung – und «nicht einem Gramm Hoffnung auf Entkommen». Als das Buch erschien, hatten die Voyager-Sonden den Mars gerade entzaubert. Ein gutes Jahr, um es wieder hervorzuholen.



Prof. Dr. Philipp Theisoohn forscht am Deutschen Seminar zu extraterrestrischer Literatur.



Der sture Ästhet

Eine Frau schaut in die Kamera und weiss es nicht. Heimlich aufgenommene Porträts sind eine Leidenschaft von Paul Strand. Möglich waren sie ihm durch ein Prisma auf der Linse seiner Graflex-Kamera. Die Fotografien hängen im Fotomuseum Winterthur. Es ist die erste gross angelegte europäische Retrospektive von Strands Werken. Die Ausstellung basiert auf 3000 neu erworbenen Abzügen aus dem «Philadelphia Museum of Art». Gezeigt wird ein Querschnitt durch Strands gesamtes Schaffen. Der 1890 geborene Künstler begann mit Fotografien im pictorialistischen Stil und kreierte Kurzfilme wie «Manhatta». 1915 schuf er das weltberühmte Bild «Wall Street», auf dem Menschen der Strasse entlanggehen und von ihren Schatten verfolgt werden.

Paul Strand gilt als einer der wichtigsten Vertreter der modernen Fotografie des 20. Jahrhunderts. Er meinte einst, er wolle immer aufmerksam auf das sein, was um ihn herum geschieht. Durch die Fotografie konnte er das Leben seiner Zeit beobachten und festhalten. Trotzdem wird Strand nicht als Dokumentarfotograf, sondern als Kunstfotograf mit anthropologischen oder soziologischen Interessen gehandelt. So beschreibt ihn der Ausstellungstext des Fotomuseums als «der sture Ästhet, der engagierte Linke mit Sympathien für den Kommunismus, der am Ländlichen interessierte Fotograf mit einem ausgeprägten Sinn für soziale Fragen».

Die Ausstellung ist chronologisch aufgebaut. Daher gibt es konzeptuell keine Überraschungen. Ein 400-seitiger Begleitband wurde angefertigt, der Strands Fotografien intensiv abbildet und vertiefende Texte über sein Leben und Schaffen enthält. Paul-Strand-Liebhaber werden die Ausstellung lieben, für alle Anderen ist es ein gewöhnlicher Ausflug ins Museum. [cam]

Paul Strand – Fotografie und Film für das 20. Jahrhundert

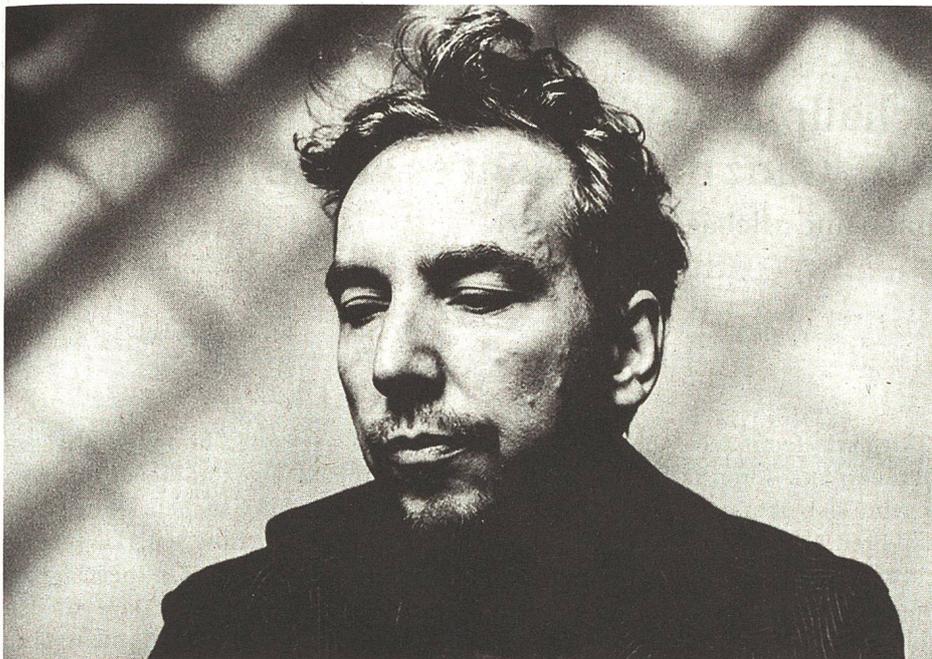
Wo: Fotomuseum Winterthur

Wann: 7. März bis 17. Mai 2015

Dienstag bis Sonntag 11–18 Uhr,

Mittwoch 11–20 Uhr, Montag geschlossen

Eintritt: 13.–, reduzierter Preis 10.–



Meerschweinchen und Sambuca

Vor einem Jahrzehnt lebte er noch unter dem Existenzminimum. Mit seiner Musik konnte er sich kaum über Wasser halten. Jetzt sind Olli Schulz' Konzerte ausverkauft. Er weiss auch, warum. «Danke, Pro 7, dass ich heute hier sein darf», ruft er dann von der Bühne und setzt nach: «Früher war ich natürlich besser und echter. Als nur acht Leute zu meinen Konzerten kamen. Mann!»

Von Kollege Jan Böhmermann gefragt, welchen Beruf er bei der Krankenkasse angeben würde, braucht Olli Schulz keine Sekunde für die Antwort: «Ich bin Musiker.» Deshalb kehrt er nach einer intensiven zweijährigen TV-Präsenz bei Pro 7 wieder zu seinen Wurzeln zurück. Im Januar erschien sein sechstes Album «Feelings aus der Asche».

Die erste Platte des Hamburger Singer-Songwriters mit dem Titel «Brichtst du mir das Herz, dann brech' ich dir die Beine» erschien 2003 – damals noch unter dem Namen «Olli Schulz und der Hund Marie». Schulz' Markenzeichen? Tiefe und ehrliche Texte, meist über Beziehungsprobleme und Herzschmerz, das Ganze aber immer mit einer Portion Schalk. Vier Alben folgten, Schulz blieb der ewige Geheimtipp der Kritiker. Der breiten Masse wurde er erst bekannt, als er mit derben Sprüchen den Blödelbarden bei «Circus Halligalli» mimte.

Heute hat der lang ersehnte Messias der deutschen TV-Unterhaltung genug vom Medium, das ihn berühmt machte. Schulz weiss, dass er jetzt mit «Feelings aus der Asche» ein breiteres Publikum erreicht. Das hört man seinen Liedern an. Trotzdem, auch das neue Album trägt unverkennbar die Handschrift von Olli Schulz. Soll heissen: tiefe Texte, viel Beziehungsdrama, und trotz allem auch eine Prise Witz. Das grösste musikalische Highlight bildet «Als Musik noch richtig gross war», Schulz' Liebeserklärung an die Musik und die Menschen, die ihn sein ganzes Leben über

begleitet haben. Wieder sind es die Texte, die Lieder des Hamburger Musikers zu etwas Besonderem machen.

Schulz ist ein leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Das ist sein grösstes Talent. Und das macht wohl zu einem gehörigen Teil auch seinen Erfolg aus. Seien es die «relativ autobiografischen» Geschichten in seinen Liedern, sein Gequatsche auf der Bühne oder sein zwangloses Geplauder mit Jan Böhmermann in der jeden Sonntag ausgestrahlten Radiosendung «Sanft und Sorgfältig»: Schulz erzählt gern. Es ist nicht immer klar, ob die Wahrheit in diesen Geschichten die Hauptrolle spielt oder auch mal nur Komparse ist. Zum Beispiel in der Erzählung von einer flüchtigen Frauenbekanntschaft, die Aspirin zermalmte und das Zeug als Kokain verkauft hat. Oder die Story von dem alten Typen in einer Hamburger Kneipe, der sich Sambuca über die Hand leerte, das Ganze anzündete und dann merkte, dass das doch keine so gute Idee war. Oder auch Abwegiges, wie Schulz' Jugendhobby, Meerschweinchen auf Skateboards zu dübeln.

Letzteres erzeugte natürlich einen Shitstorm ungeheuren Masses. Trotzdem: Das Publikum hört ihm gerne zu. Warum? Wahrscheinlich, weil mit Olli Schulz kein Zyniker vor das Mikrofon tritt, sondern ein ehrlicher Musiker, der sich über niemanden erheben fühlt, sondern einfach nur Spass daran findet, seine Geschichten weiterzugeben. [jol]

Olli Schulz, Feelings aus der Asche (Trocaero), 2015.



Stachel im Käse

Das Stück beginnt mit einem Höhepunkt – jenem von Balz Häfeli in das Gesicht seines Sohns nämlich. Seine Frau übertrifft ihn puncto Virilität und Feierlaune aber noch und lässt den Champagner-Korken phallisch knallen. Auch die Motive dieser Ergüsse sind nicht so verschieden: Frustbewältigung auf der einen, Wahrung des schönen Scheins auf der anderen Seite.

Dani Levy, in Berlin lebender Basler Filmregisseur und mit «Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» einem breiten Publikum bekannt geworden, durfte sich nun mit einem eigenen Werk am Zürcher Schauspielhaus versuchen. Der Titel des Stücks «Schweizer Schönheit».

Im Zentrum steht besagter Balz Häfeli (Michael Neuenschwander), Prokurist und Besitzer einer Doppelhaushälfte samt Vorgarten und weiss lackiertem Gartenzaun, einer Frau und drei Kindern im fiktiven Wohlstadt. Doch im bürgerlichen Paradies kriselt es: Balz wird 50, seine Frau betrügt ihn mit seinem besten Freund und seinem Vater; die Beförderung verliert er an den geschneigelten Nachbarn und alsbald auch Job und Verstand. Er steigt aus und zieht in den Gartenschuppen, von wo aus er ungewollt eine kleine Revolution anzettelt – die heile Bürgerwelt gerät aus den Fugen.

Nach dem bissigen Beginn, der vor Pointen nur so strotzt, sind die klassischen Bünzli-Topoi bald abgegrast und der Plot bewegt sich an der Grenze zum Klischee. Das Stück bleibt ausserordentlich vergnüglich, die Würze aber fehlt. So ist Schweizer Schönheit ein weit gelungeneres Lustspiel als eine Abrechnung mit dem Schweizer Bünzlitum, vielmehr Hommage als Kritik. Und schön schweizerisch: ein bisschen multimedial, ein bisschen gesellschaftskritisch, ein bisschen modern, ein bisschen lustig – aber auf jeden Fall sehr unterhaltsam. [sef]

Schweizer Schönheit
Wann: 28. und 29. März / 4., 12., 17. und 30. April / 1. und 4. Mai
Wo: Schauspielhaus Zürich

Zürich auf Vinyl

Von wegen Revival der Schallplatte: Viele Plattenläden machten in den letzten Jahren dicht. Ganz düster sieht es aber nicht aus.

Andreas Rizzi (Text), Benjamin Erdman und Michael Frei (Bilder)

Zürich war Hauptstadt. Allein im Dreieck Limmatplatz – Stauffacher – Kalkbreite machte sich über ein Dutzend Plattenläden breit. Das ist bemerkenswert. Nicht einmal in Hamburg oder London fand man auf einem Quadratkilometer eine solche Auswahl.

Seit einiger Zeit ändert sich dies – trotz des proklamierten, angeblichen Revivals des Vinyls. Es ist ja schon seit Jahren «ganz gross im Kommen», hört man in der selbsternannten Szene wie auch im Feuilleton.

Viele lokale Bands pressen tatsächlich wieder auf 12 oder 7 Inch. Die Verkaufszahlen in der Schweiz stiegen in den letzten Jahren erheblich an. Trotzdem sind gerade einmal 1,5 Prozent der weltweit verkauften Tonträger Schallplatten, sie bleiben Nischenprodukt. Und wenn, kauft man auf Amazon, wo es auch Raritäten und Erst-

pressungen gibt, direkt bei den Labels oder an Konzerten. Das Lädelistenbuch in Zürich liess denn auch die Plattengeschäfte nicht aus:

2009 schloss der «Rock On», weither legendär für sein grosses Angebot und den seit 30 Jahren engagierten Ruedi Fehlmann – man könnte ihn ein Original nennen. 2013 traf es den «Crazy Beat», 2014 den «Spooky Sound». Ein Züritipp-Artikel bezeichnete 2011 die Stadt noch als «Scheibe» – mittlerweile ist sie eine Single geworden: Sie bietet weniger, die Qualität ist aber noch immer neuwertig.

Denn es gibt in Zürich noch die Orte, an denen sich Freaks und Sammelsüchtige eindecken. Kleine, überladene Geschäfte, in denen es nach Keller und Karton riecht. Chaos mit System, geordnet nach Genre oder Alphabet. Den angegrauten Verkäufern sieht man an, dass

sie schon seit Jahren hinter dem Tresen hocken, neu Reingekommenes sortieren und Kataloge durchsuchen. Ohne sie ist man meist aufgeschmissen. Das sind Institutionen, wie vor der Onlinesuche die Bibliothekare. «New Clear Days von den Vapors? Nein, habe ich gerade nicht vorrätig. Kann ich bestellen. Aber hier, das und das tönt ähnlich.» Dann ist man für die nächsten Stunden eingedeckt und hört sich die empfohlenen Platten im Laden an. Überhaupt: Nostalgie. Natürlich spielt die eine Rolle, egal, ob beim Jugendlichen, der eine Scheibe für den geerbten Plattenspieler kauft, oder beim Alt-Punk. Kritik am modernen Leben, Sehnsucht nach echter Erfahrung oder – wie es alternde Musikjournalisten nennen würden – wahren Gefühlen. Verlangen nach dem Haptischen und menschlicher Beratung. Ja, Plattenläden sind aus der Zeit gefallen.

Experten und Autoritäten

Auch das «Katalog Records Warehouse» an der Weinbergstrasse unterhalb der ETH ist eigentlich unzeitgemäss. Der Raum ist für die Verhältnisse riesig und einigermaßen beleuchtet. Obwohl man, wie überall, für ein Album 20 bis 30 Franken bezahlt (für Originalpressungen sehr, sehr schnell viel mehr), finden sich immer ein, zwei Gesichter ein. Durchaus auch Teenager, deren Sackgeld schlechter investiert werden könnte. Das liegt auch an den Verkäufern, die äusserst nett sind. Denn, das muss gesagt sein, manche in Zürich sind arrogante Kerle.

«Diese Typen haben ein enormes Expertenwissen. Die beschäftigen sich halt ihr ganzes Leben mit Musik», sagt David. Der Zürcher kauft seit 20 Jahren Platten, legt jede Woche auf, im Gonzo oder Hel sinki. Seine Sammlung umfasst mehrere Regalwände. Als er mit 17 das erste Mal

Manche Verkäufer sind arrogante Kerle.





So aufgeräumt sieht es nicht in allen Läden aus.

den «16 Tons» betrat, schnauzte ihn der Verkäufer an: Er solle gefälligst die Finger von den Platten lassen, wenn er nicht wisse, wie sie aus den Hüllen genommen werden. Viele, so David, würden sich halt als Autoritäten sehen.

In besagtem Laden hat er schon rund 200 Platten gekauft, also etwa 6000 Franken liegengelassen. Es wäre das Dreifache gewesen, wenn der Verkäufer über die Jahre nur ein wenig freundlicher geworden wäre. «Aber diese Käuze machen auch Eindruck und gehören irgendwie dazu», zum Gesamterlebnis sozusagen.

Man kann in Zürich übrigens ruhig auf Brockis ausweichen; besonders im Brocki-Land in Wiedikon findet man mit etwas Glück eine Trouvaille. Auch der

Kanzleiflohmarkt lohnt sich. Der alte Engländer, der dort seinen Stand hat, führt ein gutes Sortiment an Populärmusik.

Kein «No Future»

Die verbliebenen Plattenläden sind sehr spezialisiert. Wer Rap mag, geht in den «Six Pack Records», klein mit riesiger Auswahl, bei der Kalkbreite. Allerlei Günstiges bekommt man im «Blutt Records», sympathisch schäbig, am Limmatplatz. Punks sollten samstags in den «Vinyl Pirate» im Keller des Comiclakens Analph beim Stauffacher. Es hat eben auch Vorteile, in einer kleinen Stadt zu leben; um zu überleben, müssen sich die Läden festlegen, Spezialitäten anbieten. Zugleich ist Zürich gross genug, um Musikaffine von weitherum, auch von jenseits der Kantongrenze, anzuziehen.

Die Zukunft indes scheint trotz aller Schliessungen ganz okay. Letzten Herbst eröffnete der «OOR Records» an der Anwandstrasse. Die Genossenschaft setzt auf «strictly Vinyl», lässt gängige Genrebezeichnungen beiseite und bietet etwa «Sounds of Silence, In the Fields & Mics to the Ground» oder «In Your Face Hysterias». Der Laden ist sehr aufgeräumt und hell, die Verkäufer durchwegs junge Menschen. Alles wirkt sehr konzeptualisiert, reduziert mit weissen Wänden, verkauft wird zeitgenössische Musik. Wie viele Plattenläden erweitert auch der OOR sein Sortiment, bietet Bücher und Poster an. Die Wenigsten verlassen sich allein aufs Vinyl; Secondhand-Kleider, Vintage-Möbel und allerlei Kram werden angeboten, nur mit den Platten überlebt es sich schlecht.

Und auch der «Jamarico» am Helvetiaplatz, wo man Neuerscheinungen aller Genres bekommt, bleibt bestehen, obwohl der angeschlossene Kleiderladen letzters dichtmachte. Woody Jakob, der neben Fehlmann zu den Zürcher Pionieren in Sachen Vinyl gehört und seit über 30 Jahren Platten verkauft, wird ihn weiterführen. Übrigens ist der «Jamarico» allen Neulingen empfohlen: Jakob ist äusserst zuvorkommend und lächelt einen auch mal an. ♦

Mehr Zürcher Plattenläden findest du auf www.zs-online.ch.



digitec.ch

Mobiltelefone inkl. Abo

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Online Shop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Schliessen Sie Ihr
Neuabo bei digitec
ab und profitieren
Sie von **top Kondi-
tionen** aufs Handy.



Sunrise



swisscom

moods



HIGHLIGHTS

Mi 1. 4. 2015, CD-Taufe

BIBI VAPLAN

Fr 3. 4. 2015

**FRED WESLEY
& THE NEW JBs**

Sa 4. 4. ZKB Special, So 5. 4. Zusatzkonzert

STILLER HAS

Mi 8. 4. 2015

NICOLE BERNEGGER

Do 9. 4. 2015

**MANU DELAGO
HANDMADE**

Sa 11. 4. 2015, Balkankaravan

PAD BRAPAD

Do 16. 4. 2015

**JOHN SCOFIELD
& JON CLEARY DUO**

Fr 17. 4. 2015

**GUILLAUME PERRET
& THE ELECTRIC EPIC**

So 19. 4. 2015

JOSHUA REDMAN TRIO

Mi 22. 4. 2015

IBEYI

Do 23. 4. ZKB Special, Fr 24. 4. Zusatzkonzert

AVISHAI COHEN TRIO

Sa 25. 4. 2015

TITO & TARANTULA

So 26. 4. 2015

KELLYEE EVANS

So 3. 5. 2015

BASEL RAJOUB SORIANA

Mo 4. 5. 2015

RON CARTER

So 10. 5. 2015

OMAR SOSA QUARTETO

Mo 11. 5. 2015

DAVE HOLLAND & PRISM

Mi 13. 5. 2015

GRÉGOIRE MARET

Fr 15. 5. 2015

JOSE JAMES

So 17. 5. 2015

MESHELL NDEGEOCELI

Mo 25. 5. 2015

**MARC RIBOT
CERAMIC DOGS**

Sa 30. 5. 2015, Balkankaravan

**FANFARE CIOCARLIA
& ADRIAN RASO**

So 31. 5. 2015

IMANY

Mi 3. 6. 2015

**CARMEN SOUZA
& THEO PASCAL**

Do 18. 6. 2015

EVELINN TROUBLE

Moods im Schiffbau mit täglich hochkarätigen Live-Konzerten: Jazz, Soul, Funk, Blues, Electro und World.

Alle Konzerte auf www.moods.ch

Unterstützt von



Kanton Zürich
Fachstelle Kultur

Partnerin



Zürcher
Kantonalbank